



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

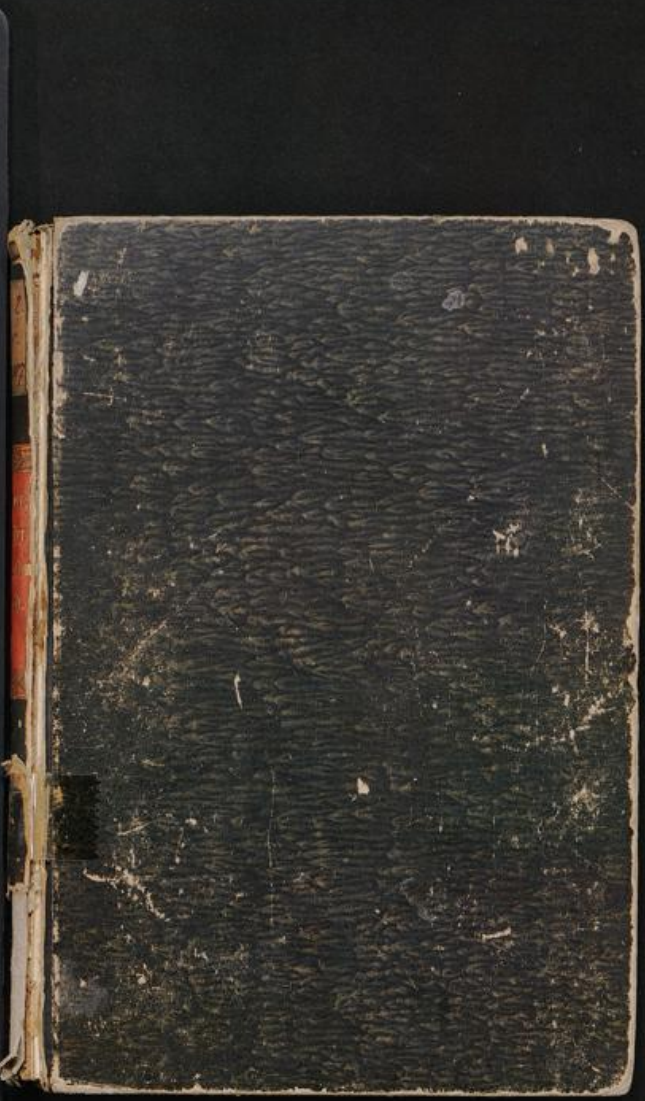
DFG-Projekt "Digitale Sammlung Deutscher Kolonialismus"

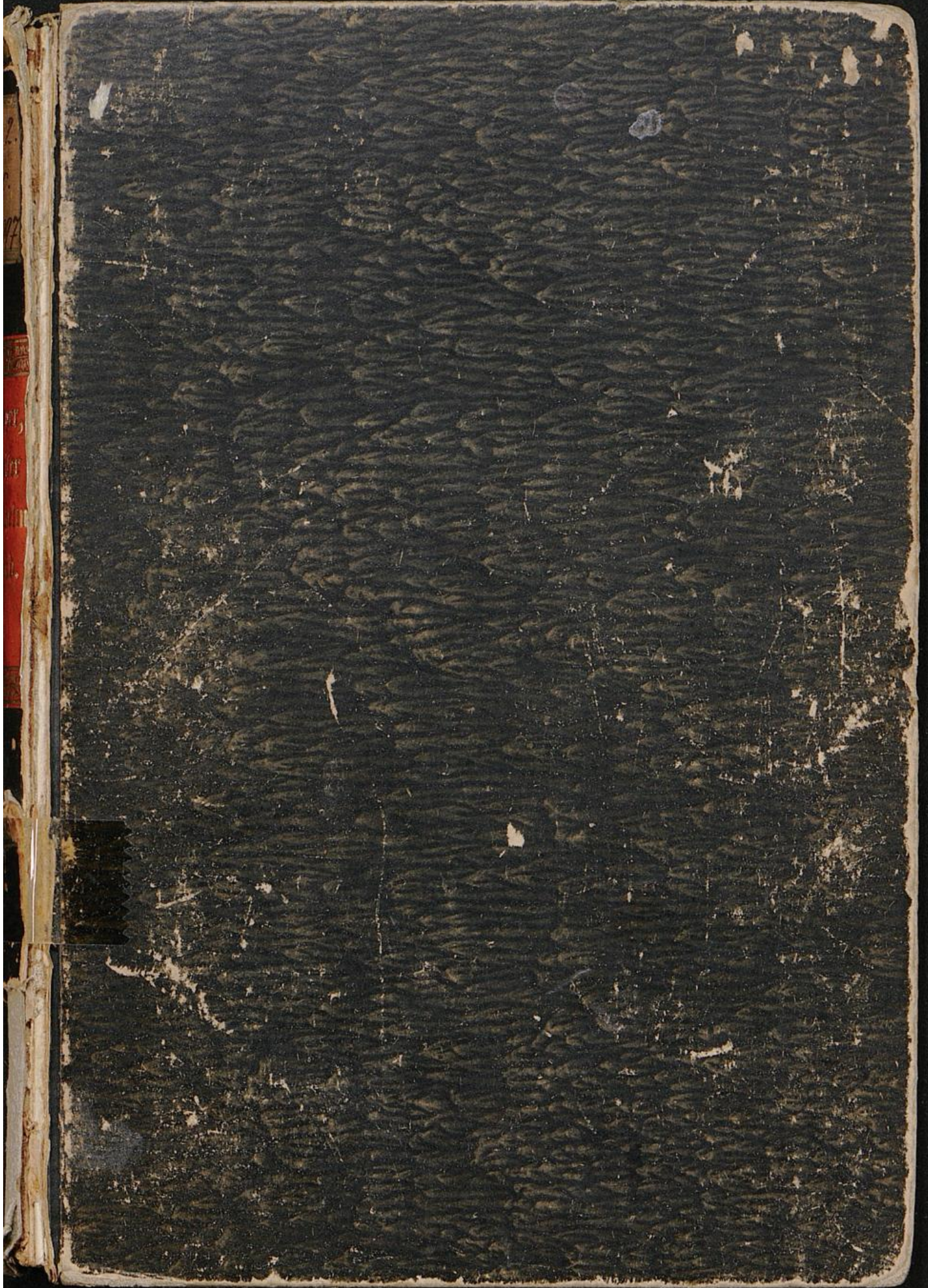
Kaiser Wilhelms-Land und der Bismarck-Archipel

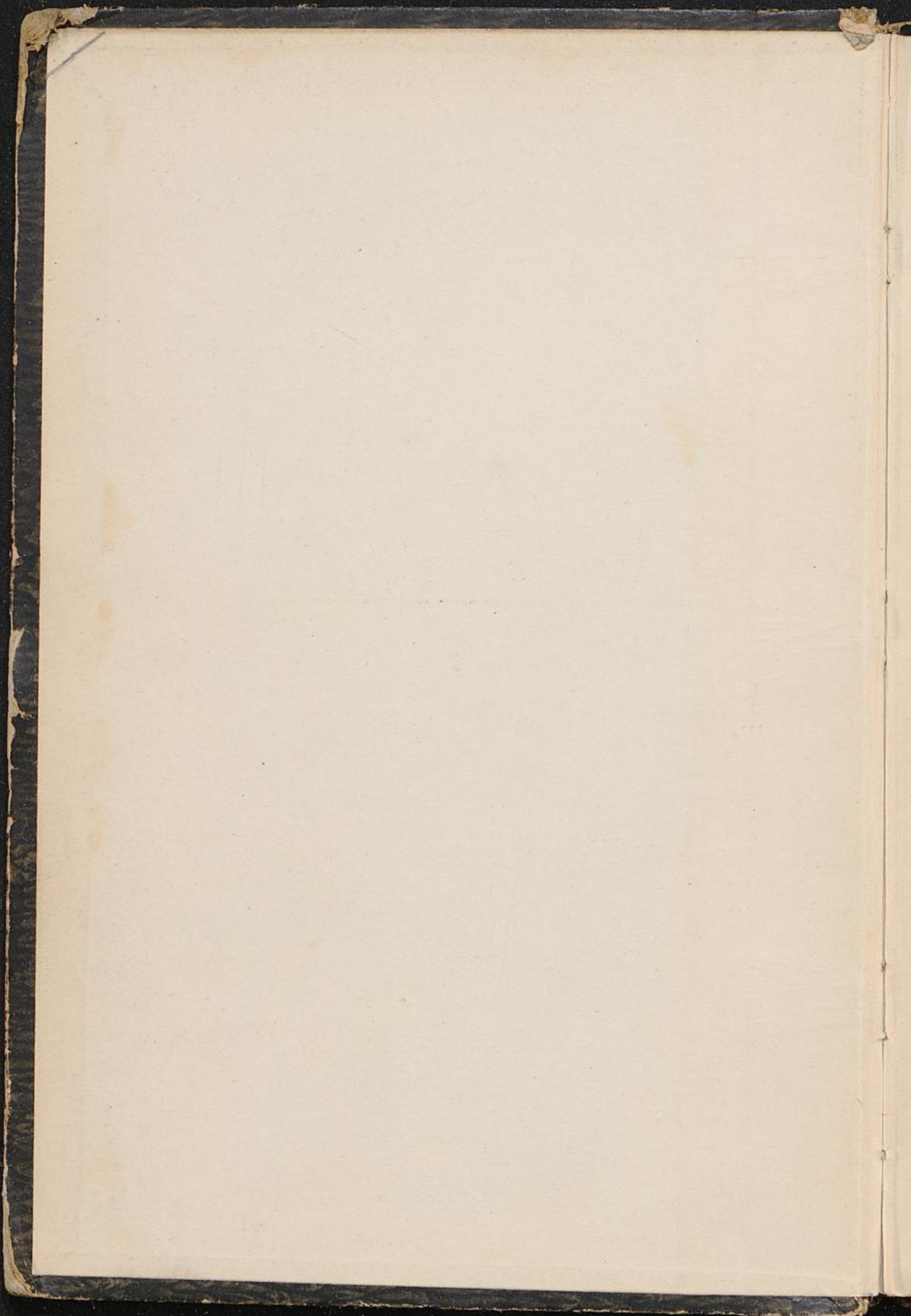
Hager, Carl

Leipzig, [ca. 1886]

urn:nbn:de:gbv:46:1-9527







V. 2. c. 2997.

Kaiser Wilhelms-Land

und der

Bismarck-Archipel.

Nach den neuesten Quellen geschildert

von

Carl Hager.

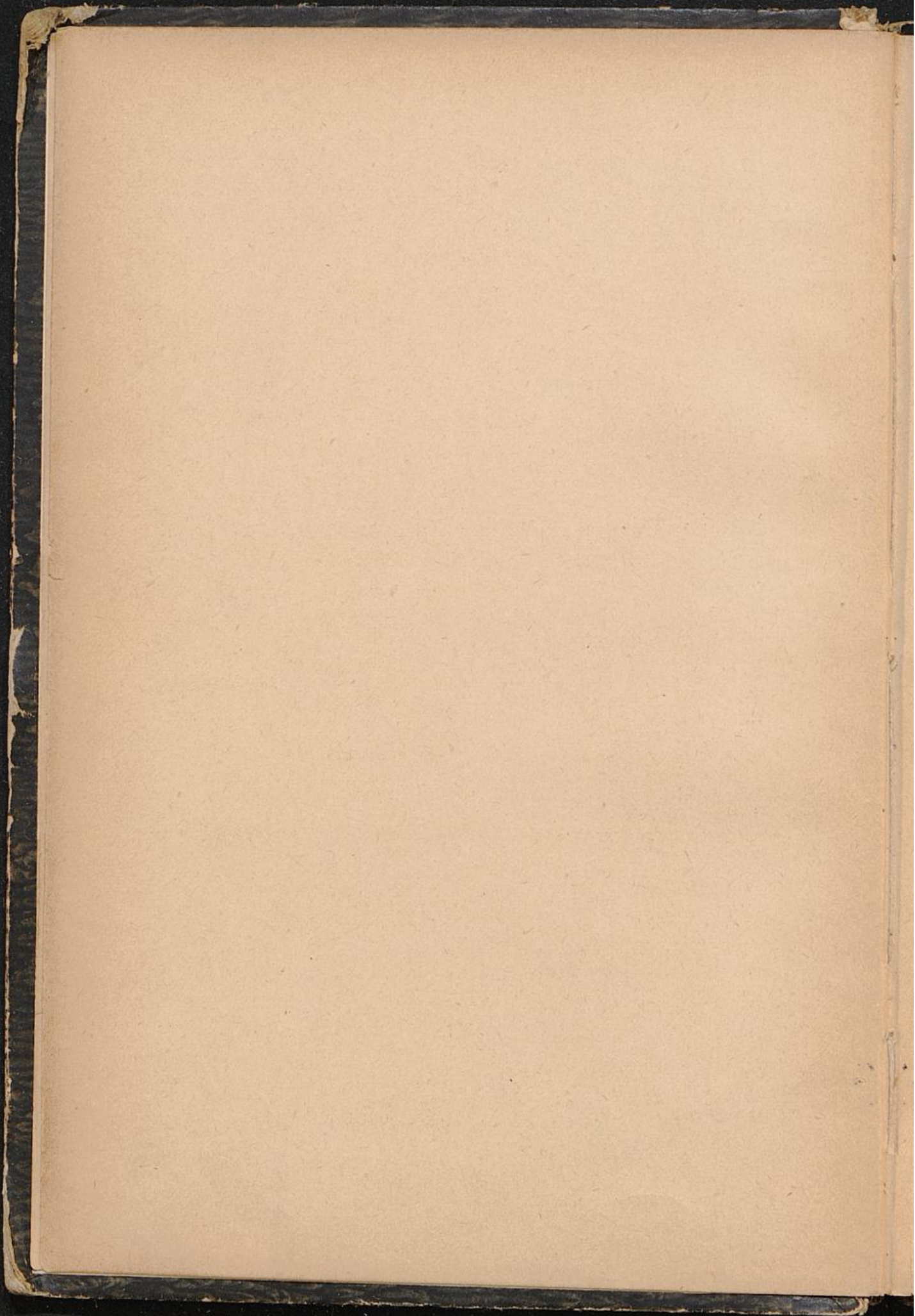
Mit vielen Abbildungen und zwei Karten von Kaiser Wilhelms-Land.



Leipzig.

Greifner & Schramm.

V. 2. c. 2997

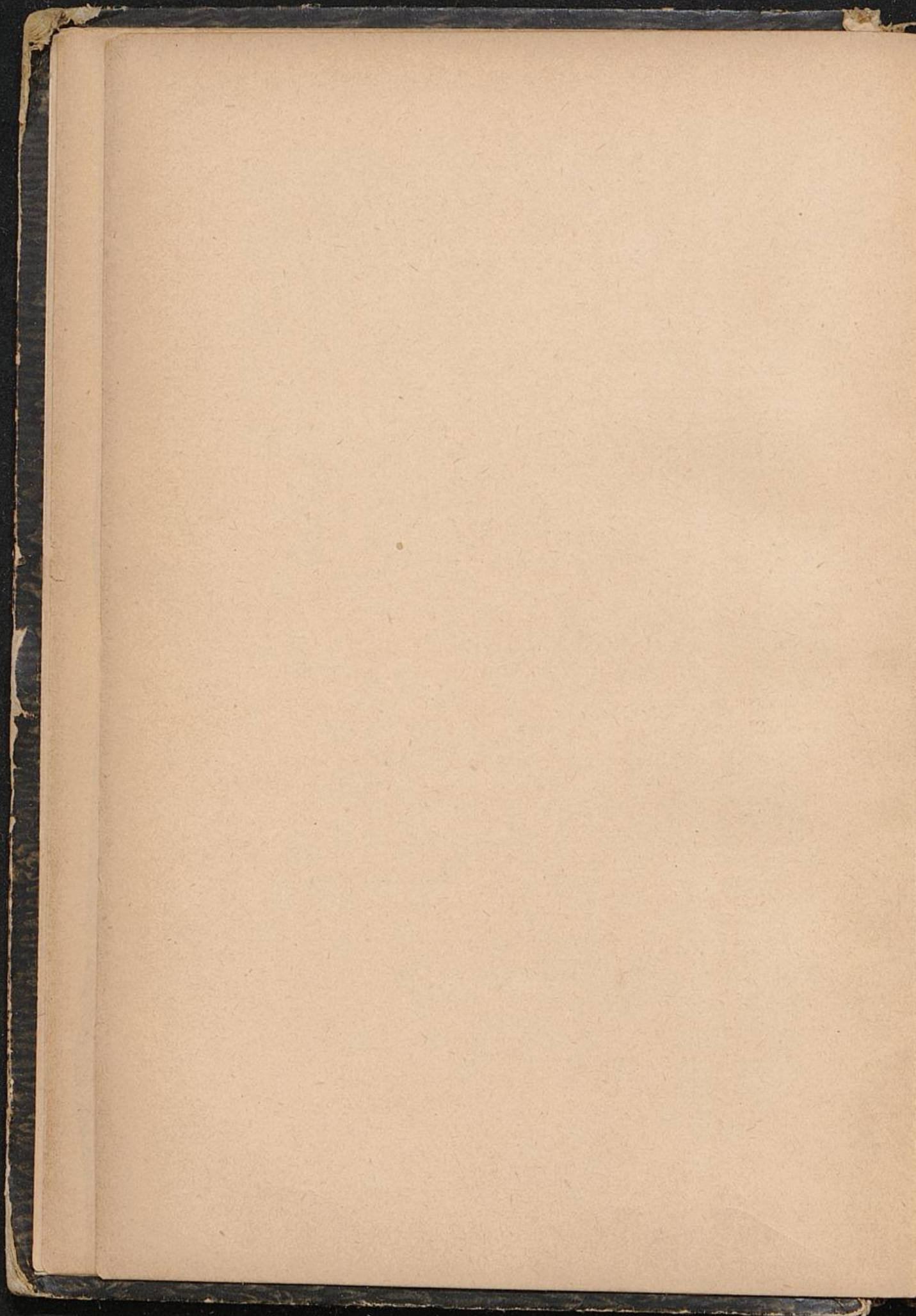


Inhalts-Verzeichnis.

	Seite
Deutschland in der Südsee	1
Neuguinea und die Papuas	11
Die Erforschung Neuguineas	31
Kaiser Wilhelms-Land	58
Der Bismarck-Archipel	96

Verzeichnis der Abbildungen.

	Seite
Paradiesvogel (<i>Lophorina atra</i>)	17
Eisenholzbaum	25
Die „Neva“ auf dem Flu	49
Papua-Hüte in Neuguinea	72
Papua von Neuguinea	73
Boot von der Südküste	80
Schmudgegenstände und Waffen von Neuguinea und den Admiraltäts-Inseln	81
Schmud und Waffen der Papuas	88
Waffen und Geräte der Papuas	89
Idole der Papuas	97
Inneres einer Papuahütte in Neuguinea	104 u. 105
Junge Landsmännin von Mioko	112
Dorf in Neubritannien	113
Kostüm des Duck-Duck-Tänzers	120
Duck-Duck-Tänzer	121
Alter Eingeborener mit dem Halsstragen	128
Unamula-Wasserfall	129
Schädelmasken, Blanche-Bai, Neubritannien	136
Dorf auf Duke of York	137
Zwei Karten.	



Deutschland in der Südsee.

Von dem Stillen Meere oder der Südsee haben die europäischen Völker durch Fernam de Magellan, der es vom November 1520 bis März 1521 durchsegelte, die erste Kunde erhalten, aber erst seit James Cooks Reisen, der im Jahre 1769 zum erstenmal den Ozean durchfuhr, traten die Kulturvölker mit diesem Meere in enge Verbindung. Die 250 Jahre, welche zwischen Magellan und Cook liegen, haben weit weniger geleistet für Kenntniss und Verkehr des Ozeans als die auf Cook folgende Zeit. Wohl wurden von den 18 großen Archipelen der Südsee 15 ganz oder teilweise in jener Zeit bekannt, doch blieben diese zufälligen Entdeckungen für Erdkunde und Schiffahrt fruchtlos, da es an den Mitteln fehlte, die Lage der erreichten Punkte festzustellen. Wohl wurde auch auf der Gruppe der Ladronen (später Marianen genannt), die an der damals ausschließlich benutzten nördlichen Straße durch den Ozean liegt, im Jahre 1668 eine spanische Niederlassung gegründet, doch geriet diese Kolonie bald in den Zustand der Verwahrlosung, in dem sie sich noch heute befindet, so daß von einer Bedeutung derselben für die Verkehrsentwicklung im Stillen Ozean nicht die Rede sein konnte. Cook hat das Verdienst, die Aufmerksamkeit der Welt an diesen Teil der Erde gefesselt zu haben. Abgesehen von den Eroberungen, die er für Länder-, Natur- und Völkerkunde machte, veranlaßte er den Handel, seinen Arm nach der Südsee zu strecken. Seeotterhändler, Robbenjäger und Walfisch-

fahrer, Perl-, Trepang- und Schildkrötenfischer, Sandelholzändler u. a. folgten seinen Spuren, und Nordamerikaner, Engländer, Franzosen und Deutsche beteiligten sich an dem Wettlauf. Bald faßte der Tauschhandel ein weiteres Produkt der Südsee ins Auge, die Kokosnuß, und in kurzer Zeit sollte dieses an Wichtigkeit alle anderen übertreffen. In der ersten Zeit des Kokosgeschäfts lud man die ganze Nuß ins Schiff und führte sie nach Europa. Bald aber errichtete man kleine Niederlassungen auf den Inseln, ließ an Ort und Stelle das Öl gewinnen und brachte es in Fässern fort.

Die erste deutsche Firma, welche in den Südsee-Handel eingriff, war die des Hamburgers César Godeffroy. Er auch ist es, der diesem Geschäfte neue Formen geschaffen und aus dem Ölhandel den Koprhandel gemacht hat. Von dieser Zeit an verspart man — denn sein Vorgang fand allgemeine Nachfolge — die Gewinnung des Öls auf die Heimat und verschifft nur die in Stücke geschnittenen Kerne (Kopra), die vorher unter freiem Himmel getrocknet werden. Vermeidet man dadurch nicht nur die Verluste, welche durch das Schadhafthwerden der Ölfässer auf der Fahrt entstanden, so hat man nunmehr auch Gelegenheit, durch Anwendung von Maschinen in der Heimat den Ölgehalt der Kerne weit ausgiebiger zu verwerten, als dies durch Handpressung geschehen kann, und hat schließlich noch den Vorteil, die Preßabfälle zu nützen, aus denen ein nahrhaftes, gut bezahltes Viehfutter hergestellt wird.

Das Wachsen der Nachfrage und bedeutende Preissteigerung ließen es wünschenswert erscheinen, die Produktion zu vermehren. Die deutschen Kaufleute gingen also einen Schritt weiter und legten selbst Pflanzungen an, ohne daß der Bezug der Kopra von den Eingeborenen aufgehört hätte. Wieder war Godeffroy der Pionier, und seine Anstrengungen hatten den Erfolg, daß thatsächlich unter den Nationen, welche mit den Inseln des Stillen Ozeans in Verbindung stehen, die deutsche den anderen vorangeht. Eine stattliche Anzahl von Niederlassungen ist Besitz

der Deutschen. Die Besitzungen der deutschen Handels- und Plantagengesellschaft, die aus der Firma Godeffroy hervorgegangen, auf den zur Samoa-Gruppe gehörigen Inseln Upolu, Savai, Tutuila, Manua und Rose umfassen eine Fläche von 200 000 Morgen, von denen seit dem Jahre 1865 in 5 verschiedenen Pflanzungen 10 000 Morgen angebaut sind. Dazu kommen zwei Pflanzungen von zusammen 1300 Morgen auf der Tonga-Gruppe. Das Haus Hertzheim hat auf Duke of York ein Landstück von 3000 Hektar in Angriff genommen. Die genannten Handelshäuser betreiben außerdem Handelsfaktoreien auf der Nassau-Insel, auf Fakaaso, Wallis, Futuna, Niuafoou, Keppel und Niua, Inseln, die teils zur Tokelau-Gruppe gehören, teils zwischen den Fidji, Tonga und Samoa zerstreut sind; in der Tonga-Gruppe auf Vavau, Habai und Tongatabu; in der Ellice-Gruppe auf Funafuti, Nukulälä, Waitupu, Niutao; in der Gilbert- oder Kingmill-Gruppe auf Marakei, Nonouti und Matin; in der Marshall-Gruppe auf Ebon, Saluit, Killi, Kamerik, Mille Arno, Mejuro, Maloelab, Bikar; in den Karolinen auf Ujilong, Ponape, Kufunor, Losap, Kufuor, Lamotrek, Uluthi, Yap und Palau; in den Neuen Hebriden bei dem Havanna-Hafen; in den Salomonen auf Ongtong Java; in der neubritannischen Gruppe bei Port Weber, Kabakadai, Matava, Katavul, Madup, Rugai, Blanche-Bai (Neubritannien), Port Hunter, Henderson-Insel, Matupi, Duke of York, Mioko, Matada, ferner Lagunebanje, Kagsu, Butbut, Cablaman, Kap Teschte (Neuirland), Loof- und Pémé-Insel in der Hermit-Gruppe, endlich eine Station in Anachoreten.

Der Grundbesitz wird in der Weise verwertet, daß man in den ersten acht bis zehn Jahren, in denen die Kokospalme noch keine Nüsse trägt, Baumwolle zwischen die jungen Stämme pflanzt. Ist die Kultur der Baumwolle infolge der Entwicklung der Palmen unmöglich geworden, so wird auf dem mit Gras und Kräutern bedeckten Boden Rindviehzucht getrieben. Da die Polynesier aus Arbeitsscheu nicht zu benutzen sind, entstand die

Aufgabe einer entsprechend starken Zuführung von fremden Arbeitskräften nach den Pflanzungen. Man dingt dazu auf bestimmte Zeit Melanesier und Gilbert-Inulaner, deren Behandlung, Pflege und Ernährung auf den deutschen Besitzungen selbst nach englischen Berichten musterhaft ist. In äußerster Rohheit und Armut kommen sie an, und gesittet und verhältnismäßig wohlhabend, überzeugt von dem Wert der Arbeit, kehren sie nach Ablauf ihrer Kontraktzeit in die Heimat zurück.

Ein deutsches Haus, Hackfeld und Co., hat sogar unternommen dem deutschen Landarbeiter Gelegenheit zur Entfaltung seiner Kräfte im Stillen Ozean zu bieten und in den Jahren 1881 bis 1883 sind 1144 norddeutsche Landarbeiter auf Hawaii angesiedelt worden, ein Unternehmen, an dessen Ausführung freilich im westlichen Teile der Südsee aus klimatischen Gründen nicht zu denken ist.

Die Erfolge des deutschen Handels gegenüber dem der mitbewerbenden Nationen und seine weitere Entwicklungsfähigkeit lassen sich am besten durch einige Zahlen veranschaulichen. Im Jahre 1878 betrug die Einfuhr der deutschen Häuser nach den Tonga- und Samoa-Inseln 88 Prozent der Gesamteinfuhr (von 1 595 600 Mark entfielen auf Deutschland 1 395 600 Mark), die deutsche Ausfuhr betrug 94 Prozent der Gesamtausfuhr (von 2 576 400 Mark entfielen auf Deutschland 2 427 200 Mark). Während des Jahres 1883 überstieg die Einfuhr der deutschen Häuser fast um das Doppelte die der Amerikaner und betrug mehr als das Fünffache der Engländer; die deutsche Ausfuhr war der amerikanischen fünfzigfach und hundertzehnfach der englischen überlegen. Im Jahre 1884 betrug die deutsche Einfuhr nach Samoa 57126 Pfund Sterling, während die amerikanische 18720 und die englische 10982 Pfund betrug; die deutsche Ausfuhr von dieser Gruppe belief sich auf 64658 Pfund, die der Amerikaner auf 2000, die der Engländer auf 3590 Pfund. Auf Fidjchi haben trotz der englischen Besitzergreifung die deutschen Firmen Hemrings, Ruge und Hedemann das Übergewicht behalten.

Aber all' diese Erfolge, die so bedeutende Opfer an Kapital und Arbeit gekostet, hatten bis vor kurzer Zeit nicht die gebührende Krönung gefunden. Noch immer war die Stellung der deutschen Kaufleute in der Südsee deren private Sache, noch war sie keine Angelegenheit des deutschen Volkes und Reiches. Einem großen Teil des Volkes fehlte das Verständnis für die nationale Bedeutung der deutschen Errungenschaften in Ozeanien. Wohl war ein Vertrag mit Tonga geschlossen (1876), welcher der deutschen Flotte eine äußerst günstig gelegene Kohlenstation verschaffte, wohl waren ähnliche Abmachungen mit den maßgebenden Häuptlingen der Ellice- und Marshall-Gruppe zu stande gekommen und hatte man so den vorzüglichen Hafen Saluit (spr. Dschalut) gewonnen; wohl waren die großen Häfen Makada und Miofo angekauft; wohl wurde zwischen dem Deutschen Reiche und Hawaii ein Freundschafts- und Handelsbündnis vereinbart und mitten im französischen Kolonialbesitz mit der Insel Huahine ein Meistbegünstigungsvertrag geschlossen; wohl gewährte ein Vertrag mit Samoa (1879) den Deutschen die Rechte der meistbegünstigten Nation und machte Saluasata auf Upolu zur deutschen Flottenstation; wohl waren deutsche Kriegsschiffe, welche die Inseln mit deutschen Niederlassungen regelmäßig besuchten, bereit, die Interessen unseres Handels zu schützen, und war (seit 1879) Apia auf Samoa der Sitz eines Reichskonjuls für die gesamte Südsee, doch seine Kriegsflagge hatte das Deutsche Reich noch nicht in dieser Gegend entfaltet, politisch war es in die Reihe der Südsee-Mächte noch nicht eingetreten. England besaß Neuseeland und Fidjchi, Frankreich Neukaledonien, die Gesellschafts-Inseln und die Markesas, Spanien die Marianen: dem Deutschen Reiche als solchem gehörte noch nicht die kleinste Südsee-Insel. Endlich, im Jahre 1884 ist der Umschwung eingetreten. Das Reich hatte seine starke Hand auf einen Teil der Westküste Afrikas gelegt und mit seltener Einmütigkeit hatte das deutsche Volk dem Schritt seines Leiters zugestimmt. Und kurz vor der Wende des Jahres brachte der Telegraph die

Botschaft, daß auf der Nordostküste von Neuguinea, auf Neubritannien, Neuirland, Neuhannover und den Admiralitäts-Inseln die Flagge des Deutschen Reiches aufgezogen sei. (Bereits im Jahre 1866 war ein deutscher Kaufmann in Brisbane in Queensland bei dem preußischen Handelsministerium wegen Besitznahme dieser Archipels vorstellig geworden. Die Ungunst der Zeit hatte es mit sich gebracht, daß seine treffende Erörterung über den Wert dieser Gebiete ganz unbeachtet blieb.) Im August des Jahres 1884 hatte eine Gemeinschaft von Reichsangehörigen, die später den Namen „Neuguinea-Kompanie“ annahm, für ein von derselben eingeleitetes Kolonialunternehmen im westlichen Teil der Südsee den kaiserlichen Schutz nachgesucht. Sie erwarb Häfen und Küstenstrecken zum Zwecke der Kultur und zur Errichtung von Handelsniederlassungen und deutsche Kriegsschiffe stellten dieselben gegen Ende des Jahres unter kaiserlichen Schutz. Schließlich traten die deutsche Handels- und Plantagengesellschaft der Südsee-Inseln und das Handelshaus Robertson und Hemsheim der Gesellschaft bei. Nachdem dieselbe angezeigt hatte, daß sie es unternehme, „die zur Förderung des Handels und der wirtschaftlichen Nutzbarmachung des Grund und Bodens, sowie zur Herstellung und Befestigung eines friedlichen Verkehrs mit den Eingeborenen und zu deren Zivilisierung dienlichen staatlichen Einrichtungen in dem Schutzgebiete auf ihre Kosten zu treffen und zu erhalten“, erhielt sie am 17. Mai 1885 durch einen kaiserlichen Schutzbrief das Recht zur Ausübung landeshoheitlicher Befugnisse unter kaiserlicher Oberhoheit mit dem ausschließlichen Rechte, unter Oberaufsicht der Regierung, herrenloses Land in Besitz zu nehmen und darüber zu verfügen und Verträge mit den Eingeborenen über Land- und Grundberechtigungen abzuschließen. Die Ordnung der Rechtspflege blieb der kaiserlichen Regierung vorbehalten.

Die fraglichen Gebiete sind im Einzelnen folgende: 1.) Der Teil des Festlands von Neuguinea, welcher nicht unter englischer oder niederländischer Oberhoheit steht. Dieses Gebiet, welchem

in dem Schutzbrief der Name Kaiser Wilhelms-Land verliehen wird, erstreckt sich an der Nordostküste der Insel vom 141. Grade östl. L. Gr. bis zu dem Punkte in der Nähe von Mitre Rock, wo der 8. Grad südl. Br. die Küste schneidet, und wird nach Süden und Westen durch eine Linie begrenzt, welche zunächst dem 8. Breitengrade bis zu dem Punkte folgt, wo derselbe vom 147. Grade östl. L. durchschnitten wird, dann in einer geraden Linie in nordwestlicher Richtung auf den Schneidepunkt des 6. Grades südl. Br. und 144. Grades östl. L. und weiter in westnordwestlicher Richtung auf den Schneidepunkt des 5. Grades südl. Br. und des 141. Grades östl. L. zuläuft und von hierab nach Norden diesem Längengrade folgend wieder das Meer erreicht. Es ist dies ein Gebiet von 179 250 Quadratkilometer oder 3255,6 deutschen geographischen Quadratmeilen Fläche. 2.) Die vor der Küste dieses Teils von Neuguinea liegenden Inseln, sowie die Inseln des neubritannischen Archipels, der nunmehr den Namen Bismarck-Archipel tragen soll, und alle anderen nordöstlich von Neuguinea zwischen dem Äquator und dem 8. Grade südl. Br. und zwischen dem 141. und 154. Grade liegenden Inseln. Es besitzen diese Inseln zusammen eine Fläche von 52 177,48 Quadratkilometern oder 947,63 deutschen geographischen Quadratmeilen, so daß also das gesamte deutsche Schutzgebiet in der westlichen Südsee einen Flächenraum von 231 427,48 Quadratkilometer oder 4203,13 deutsche geographische Quadratmeilen erreicht (das deutsche Reich besitzt 510 000 Quadratkilometer Fläche). Einige Zeit später erhielten dann diese Inseln auch deutsche Namen, sodaß wir nunmehr Neubritannien Neu-Pommern, Neuirland Neu-Mecklenburg und die Duke of York-Gruppe Neu-Lauenburg nennen. Die Aufgabe der nächsten Jahre wird für die Neuguinea-Kompanie darin bestehen, die genaue Erforschung der Küsten und des noch gänzlich unbekanntem Innern dieser Inseln vorzunehmen. Erst nach den Ergebnissen derselben wird eine systematische Kultivation und rationelle Ausbeute der Bodenprodukte beginnen können, zumal

sich das Land nach der Meinung Sachverständiger zu europäischer Kolonisation sehr gut eignet; eine der wichtigsten Forderungen wird es sein, die Eingeborenen, so weit es möglich ist, zur Arbeit heranzuziehen.

Die zweite Besitzergreifung seitens des deutschen Reiches im Stillen Ozean war die Schutz-Erklärung über die Marshall-Inseln, die im Oktober des Jahres 1885 durch S. M. S. „Nautilus“ erfolgte. Auch hier folgte die Reichsflagge der Handelsflagge. Längst hatten dort die beiden deutschen Firmen die amerikanischen und englischen Konkurrenten weit überflügelt, hatten vielfach eigenen Grundbesitz erworben, und von 56 fremden Schiffen, die im Jahre 1883 den Hafen von Jaluit besuchten, waren 39 unter deutscher Flagge; die Ausfuhr erreichte in diesem Jahre den Wert von ungefähr 1 Million Mark. Die Marshall-Inseln gehören sämtlich zu jener Art von Korallenbildungen (Atolle), wo eine Anzahl von größeren und kleineren, oft winzig kleinen Eilanden perlformig aufgereiht auf einer mehr oder minder ringförmigen Korallenbank liegen, die eine ruhige, grünliche Flachsee, die Lagune, einschließt. Hier und dort gestatten Lücken im Riff größeren Schiffen die Einfahrt in den Innensee, während zur Flutzeit kleinere Fahrzeuge ohne Anstoß über die Bank getragen werden. So bieten diese Atolle oft die vorzüglichsten Naturhäfen: Jaluit ist einer der besten der Welt. Die Marshall-Inseln bestehen aus 32 solcher Atolle, die in zwei, nahezu parallelen Reihen, der Kalik- und der Katak-Kette, in dem Teil des Ozeans, den wir Mikronesien nennen, von $4^{\circ}37'$ bis $11^{\circ}40'$ süd. Br. und 165° bis 171° östl. L. Gr. in der Richtung von Südost nach Nordwest sich erstrecken. Die Gesamtfläche dieser Inseln ist allerdings sehr gering, sie beträgt nur 400 Quadratkilometer oder 7,3 deutsche geographische Quadratmeilen, kommt also gerade dem Gebiete der Reichsstadt Hamburg gleich. Das größte Atoll Jaluit oder Bonham (am Südende der östlichen, der Katak-Kette), dessen Riff 55 kleine Eilande trägt, die zusammen 90 Quadratkilometer Areal besitzen, war im Jahre 1878

von 1006 Menschen bewohnt. Der ganze Archipel zählt 10700 Bewohner, eine verhältnismäßig dichte Bevölkerung, die jedoch körperlich und kulturell in stetem Niedergang begriffen ist und in einem Zustande sich befindet, der teils noch fußt auf alten heimischen Einrichtungen und Überlieferungen, teils aus der Umbildung unter dem Einwirken des Handels und der (seit 1852 hier bestehenden amerikaniſch-hawaiischen) Miſſion hervorgeht. Nur auf den nördlichen Inseln, die der Handel noch nicht berührte und wo die Miſſion noch nicht gebietet, findet man noch einen kräftigen Menschenschlag und die angestammten Sitten und Gebräuche. Was bisher den Europäer nach diesen Inseln zog, war hauptsächlich die Kokosnuß, die in ausgiebigen Mengen gedeiht, denn die Vegetation dieser Atolle ist wohl einförmig, aber nicht arm. Wohl mangelt nie der Regen, und von März bis Oktober fällt er im Überfluß, aber die dünne Erdschicht, die den Korallenboden bedeckt und die Höhe von 30 Zentimeter nirgends überschreitet, nährt Schlinggras und Gestrüpp und gestattet von Nutzpflanzen nur der Kokospalme, höchstens noch dem Pandanus, dem Brotfruchtbaum und dem Taro das Fortkommen. Auf den nördlichen Inseln findet man auch Arrowroot und die hierher verpflanzte Banane. Wo künstlich fremdes Erdreich aufgetragen ward, gewinnt man Gurken, Bohnen und anderes Gemüse. Auch die Tierwelt ist dürftig: die Schweine, Hunde, Hühner, Enten, Katzen und Ratten, die man hier sieht, sind fremden Ursprungs, einheimisch sind nur Tauben, Strandläufer, einige Eidechsen, Krabben und Schmetterlinge. Die See freilich beherbergt einen Reichtum an Fischen und an den Riffen klettert der Trepang.

Die Wichtigkeit dieser Inseln erleidet durch ihre geringe Größe keinen Eintrag. Den Boden für eine Kolonisation in größerem Maßstabe oder gar ein Auswanderungsgebiet werden sie nie bieten. Ihr Wert ruht in der Bedeutung unseres dortigen Handels und in ihrer geographischen Lage. Diese Inseln liegen in dem nördlichen schmalsten Teil des Ozeans, durch welchen,

wie mit Sicherheit vorauszusehen, eine belebte Schiffahrtsstraße führen wird, wenn mit dem Panama-Kanal dereinst ein neuer Weg nach den Wunderländern Asiens aufgethan ist. Daß dann in jenen Inselhäfen der Marshall-Gruppe ein reicher Verkehr sich entwickeln und der Nation beträchtliche Vorteile bringen wird, deren Flagge hier die herrschende ist, das voraus zu verkünden braucht es wohl keine Prophetengaben.

Neuguinea und die Papuas.

Legt man die Nordwestspitze von Neuguinea auf die Nordwestspitze Frankreichs, auf die Halbinsel Bretagne, so erreicht seine Südostspitze die Mündung der Donau und seine größte Breite dehnt sich zwischen den Alpen und der Nord- und Ostsee aus.

Die Rieseninsel, die größte der Welt, hat einen Flächenraum von 785 362 Quadratkilometern oder 14 263 Quadratmeilen, kommt also beinahe dem Raum gleich, den Spanien und Italien zusammen einnehmen; rechnet man die zahlreichen Nebeninseln hinzu, so steigt das Areal auf 14 673,3 Quadratmeilen. Neuguinea besteht aus einem zentralen Teil und einer nordwestlichen und südöstlichen Halbinsel, die nur durch schmale Landengen mit der Mitte in Verbindung stehen. Gebirgszüge durchziehen diese 3 Teile und halten im wesentlichen die nordwestlich-südöstliche Hauptrichtung des Landes ein. (In dieser Richtung beträgt die größte Länge 2380 Kilometer, der größte Breiten-durchmesser ist auf 660 Kilometer berechnet.) Im Nordwesten der Insel dringt die Geelvink-Bai ein. Gegenüber dem Südufer dieser Bai liegt die Triton-Bucht und der zwischen beiden liegende Isthmus verbindet die nordwestliche Halbinsel mit der zentralen. Dem Westufer der Geelvink-Bai gegenüber dringt die Mac Cluer-Bai in östlicher Richtung soweit vor, daß nur eine schmale Landenge zwischen den beiden Meeresteilen bestehen bleibt. Die Nordwesthalbinsel teilt sich demnach in zwei kleinere Halbinseln; auch diese Teile zeigen vielfach das Bestreben nach

weiterer Gliederung. Dem Nordwesten entsprechend sondert die Landenge zwischen dem großen Papua-Golfe und dem Huon Golf die südöstliche Halbinsel von der zentralen. Auch hier treten wieder mehrere kleinere Halbinseln heraus und an ihrem Ende gabelt sich die Südost-Halbinsel in einen schmaleren nördlichen und breiteren südlichen Ausläufer, zwischen denen die Milne-Bai eingeschlossen ist. Ersterer übertrifft seinen Nachbar an Länge und schließt mit dem Ostkap, einer Fels Säule mit doppeltem Gipfel, die steil vom Meere sich emporhebt. Letzterer besitzt an seiner Südküste eine hohe Landspitze, den südlichsten Punkt Neuguineas, das Südkap. Den nördlichsten und den westlichsten Punkt des Landes treffen wir auf der Nordwesthalbinsel: Kap der guten Hoffnung und Kap Saylee.

Die Küsten unserer Insel sind meist hoch, mitunter steigt das Gebirge unmittelbar vom Meere auf; namentlich an der Nordküste und an der Westküste der Nordwest-Halbinsel tritt diese Erscheinung auf. Erstere besitzt eine Reihe von Vorgebirgen und Buchten, deren Wände steil herabfallen. Die Südküste ist niedrig und mit Mangrovesumpf bedeckt. Östlich der Yule-Insel, von welcher ab ein schmaler Streifen flachen Landes das Gebirge des Innern von der Küste trennt, wird dieselbe von einem Korallenriff gesäumt, das dem Gebirge parallel laufend einen mächtigen Schutz gegen den Anprall des Ozeans und zwischen sich und dem Lande eine vorzügliche Rhede bietet. Dieses Riff geht in seinem weitem Verlauf in den Archipel der Louisiade über. Wo die Ufer der Insel flach sind, dringt das Meer in unzähligen Kanälen in das Land. So ist das Küstenland in lauter kleine Inselchen zerspalten, die bald überflutet sind, bald trocken liegen und eine strotzende Fülle des pflanzlichen Lebens zur Schau tragen. Der größere Teil des Innenlandes scheint gebirgig zu sein. Zwei Hauptzüge durchsetzen die Insel. Das Charles-Louis-Gebirge hebt im Süden des Geelvink-Busens bei einem steilen Kegele, Kap Burru, an und zieht bis zum Vorgebirge King William im Norden des

Huon-Golfes. Hier sind das Finiſterre-Gebirge und die Bismarck-Kette vorgelagert. Gipfel von 2900 bis 5100 Meter erheben ſich im weſtlichen Teil des Zuges. Dieſem Gebirge des zentralen Teils ſchließt ſich im Norden des Papua-Golfes der zweite Hauptzug an, das Owen-Stanley-Gebirge, das die Südost-Halbinſel durchſetzt und in die Shirleyhügel ausläuft, welche im Oſtkap ihr Ende finden. In der Mitte der Kette ſteigt nördlich der Caution-Bai der Zentralſtock Owen-Stanley zu 4024 Meter an. Die Mitte des Charles-Louis-Gebirges ſcheint mit dem Weſtteil der Owen-Stanley-Kette (Viktor-Emanuel-Kette) den Hintergrund des großen Flachlandes zu bilden, das, vom Fly durchſtrömt, den Süden des zentralen Teils der Inſel einnimmt. Als Nebenzüge ſind das Urfak-Gebirge an der Nordweſtküſte der Nordweſthalbinſel zu betrachten, das terrassenförmig zum Meer herabſteigt, und ebenſo das Cyklop-Gebirge an der Nordküſte der Mittelhalbinſel, das ſich zwiſchen den Mündungen des Amberno und der Humboldt-Bai vorſchiebt. Die ganze Nordküſte iſt gebirgig. So erhebt ſich öſtlich der Humboldt-Bai das Toricelli-Gebirge und im Hintergrunde der Aſtrolabe-Bai ſteigt der Mount Gladstone zu 3475 Meter an. Ob die weiße Bekleidung, die verſchiedene Reiſende auf Bergen des Innern bemerkten, nur Nebelhauben geweſen ſind oder ob wirklich dieſe Höhen in die Region des Schnees ragen, iſt vorläufig noch unſicher; jedenfalls gehören die neuguineiſchen Gebirge zu den größten der Welt und nehmen die Stufe zwiſchen dem Himalaya und den ſüdamerikaniſchen Anden ein.

Die Gebirge ſenden zahlreiche Waſſerläufe herab, doch kennen wir von größeren Flüssen nur den Fly, Amberno, und Kaiſerin-Auguſta-Fluß. Als Waſſerſtraßen in das Binnenland haben ſich nur die beiden erſteren bisher erwieſen; vom letzten iſt es zu hoffen. Der Fly, im Herzen Neuguineas in den Viktor-Emanuel-Bergen entſpringend, empfängt von rechts den Alice-River, windet ſich in unzähligen Krümmungen nach Südosten und geht in zahlreichen Mündungsarmen, viele Inſeln bildend

in den Papua-Golf. In entgegengesetzter Richtung kommt aus dem Nordwesten des zentralen Theils der Amberno oder Kochuffen, der im westlichen Zuge der Charles-Louis-Berge in beträchtlicher Höhe entspringt und ebenfalls in vielarmigem Delta sich in den Ocean ergießt. Demselben Gebirge entstammt der Utanata, der ein sanftes Stufenland durchfließt und östlich der Triton-Bucht sich ergießt. Er ist ein wasserreicher Fluß, wohl geeignet für größere Schiffe, wenn seine Mündung nicht durch eine Barre gesperrt wäre. Auf der Nordwesthalbinsel haben wir den breiten aber kurzen Erabara mit ost-westlichem Laufe, und den Karafu, welcher an der Ostspitze der Mac Eluer-Bai mündet. Auch die Südosthalbinsel besitzt zwei bedeutendere Wasserläufe, den Osborne und die Hilda. Der Osborne, aus den südöstlichen Gebirgen kommend, durchfließt zuerst den Urwald, dann welliges Grasland mit Kokospalmen und Brotfruchtbäumen, geht hierauf in einen schwarzen Mangrovemorast, reich an Krebsen, Eidechsen und Schlangen, über, und bildet das Towtonbassin, das sich durch das schmale und seichte Towtonthor in die Redscar-Bai öffnet; in der ganzen Länge seines Laufes ist der Fluß tief und reißend. Die Hilda entsendet der Owen-Stanley; sie geht in südwestlichem reißenden Laufe zum Port Moresby. Beide Flüsse begrenzen eine fruchtbare herrliche Landschaft. Der Ethel, ein Seitenfluß der Hilda, bewässert ein ausgedehntes, von den Eingeborenen trefflich angebautes Marschland. Die Augusta werden wir bei der Schilderung von Kaiser Wilhelms-Land kennen lernen.

Neben der Furcht, der Trägheit oder Feindseligkeit der Eingeborenen, neben ihrer sprachlichen Zersplitterung und neben dem Mangel an Wegen und Lasttieren ist besonders die Undurchdringlichkeit der Vegetation als eines der Haupthindernisse für die Erschließung des Binnenlandes zu nennen. Wem es gelingt, bis zu einem höheren Gipfel sich durchzuwinden, der sieht in schweigender, schreckhaft düsterer Masse den Urwald vor sich ausgebreitet. Hier und da ragt eine Gruppe alter Riesenbäume aus

dem Laubmeer empor, Lianen winden sich von Stamm zu Stamm und schlingen ein undurchdringliches Netzwerk. Farren und Lykopodien leben zu den Füßen der Baumriesen, deren Stämme durch kulissenartig vorspringende Holztafeln wie durch Strebebefeiler verstärkt sind. Kein Strahl der Sonne dringt durch das dichte Blätterdach; nur die von rankenden Schmarozern verschlungenen Kronen sind beleuchtet. Wo das Unterholz fehlt, könnte man, von geheimnisvoller Dämmerung umgeben, wie in Säulenhallen zwischen den Riesen der Pflanzenwelt dahinwandeln. „Hier herrscht Grabesstille, nur entfernt tönt aus den hohen sonnigen Wipfeln die Stimme des Vogels oder der helle Ton der Zikade. Nur wo ein sumpfiger Bruch den Wald unterbricht oder das schwarze Gewässer eines Creeks, der mit Baumstämmen und modernden Blättern erfüllt, den Moorboden durchzieht, ändert sich der Vegetationscharakter. Hier dringen die Sonnenstrahlen durch und rufen auch die weniger hochstrebende Welt der Phanerogamen hervor. Sago-palmen säumen den Wasserlauf, Gebüsch von Bananen, Ficusarten, Laurineen, darunter wilde Muskatbäume, bilden dichtes Unterholz, über das sich die Stämme von Dracaenen und Palmen erheben. Wo sich an den Wald ein flacher Sandstrand gegen das Meeresufer anschließt, da erhebt auch die Kokospalme ihren graziösen Wipfel und entfaltet die *Barringtonia excelsa* ihre herrliche Blütenpracht.“ Im Südosten macht sich im Charakter der neuguineischen Pflanzenwelt die australische Nachbarschaft geltend; außerhalb des Bereichs des täglichen äquatorialen Regens ist der trockene Boden mit Gras bedeckt, auf dem in kleineren Gruppen die dünnbelaubten Eukalypten auftreten. Der wichtigste Baum für die Bewohner der Insel ist die Sagopalme, denn sie liefert diesen nicht nur den Brotstoff, sondern bis jetzt auch den Hauptartikel der Ausfuhr. Sie braucht zur Reife 12 bis 15 Jahre, wird dann gefällt und gespalten, ihr Mark von den Fasern gereinigt, gewaschen und gesiebt. Mit Wasser begossen bildet der Sago einen milchartigen Brei. Das Haupt-

verbreitungsgebiet des Baumes für Neuguinea ist das Delta des Fly; in ganzen Flotten von Kanoes kommen die Eingeborenen aus den östlichen Gegenden hierher, um Sago einzukaufen. Eine der Laurineen liefert die Massoirinde, die seit alters nach Indien und China ausgeführt wird, wo man sie als Heilmittel schätzt. Das Südostende der Südosthalbinsel und der Westen des Papua-Golfes bietet die größten Bestände der Kokospalme, die dem Einheimischen Nuskern, Milch, Faser und Holz und dem Fremden die geschätzte Kopra liefert. In ihren Pflanzungen bauen die Neuguineer Taro, Melonen, Jams und Bananen. Auch der Brotfruchtbaum fehlt nicht. Seinen Wert möge der Ausspruch James Cooks kennzeichnen: „Wenn in unserem rauhen Klima ein Mann das ganze Jahr hindurch ackert, pflügt und erntet, um sich und seine Kinder zu ernähren und mit Mühe etwas Geld zu ersparen, so hat er die Pflichten gegen seine Familie doch nicht vollständiger erfüllt als ein Südseeinsulaner, der 10 Brotfruchtbäume gepflanzt und sonst nichts gethan hat.“ Dazu treten Reis, Zucker, Kaffee, Baumwolle, Dschute, Betelpfeffer und Tabak, der im Urfak-Gebirge gepflanzt wird und von da bereits in den Handel kommt. Treffliches Holz für Haus- und Schiffsbau sowie Kunsttischlerei liefern 17 Baumarten.

Da Neuguinea tiergeographisch zur austro-malaiischen Provinz des australischen Reiches gehört, so fehlen hier, wie überhaupt in diesem Gebiet, die höheren (placentalen) Säugetiere, wie z. B. Hustiere, Affen, Raubtiere; nur Fledermäuse und einige Nager kommen vor. Dafür haben jene eigenartigen Aplacentalen, die Beuteltiere und Monotremen hier ihre Heimat. Von letzteren sind 2 Arten, von den Beuteltieren 31 Arten, von Mäusen 11 und Fledermäusen 23 Arten aus Neuguinea bekannt, so daß sich die Welt der Säugetiere vorläufig aus 67 einheimischen Arten zusammensetzt. Obwohl das Schwein schon von den ersten Europäern, welche die Insel betraten, in wildem und zahmem Zustande angetroffen wurde, bildet es keinen Bestandteil der einheimischen Fauna, da es (wahrscheinlich aus



Paradiesvogel (*Lophorina atra*).

China) hierher verpflanzt wurde. Geräuchertes Schweinefleisch ist von den Eingeborenen bereits in den Handel gebracht worden. Die Beuteltiere sind vertreten durch das echte Känguru und das Baum-Känguru, von jenem durch stark behaarten Schwanz und starke Vorderklauen unterschieden; mit der Behendigkeit eines Eichhörnchens schwingt es sich vom Boden auf die Äste. Zu ihnen treten 4 Spezies von Kuskus, gefleckte Tiere von Katzengröße, die sogenannten Faultiere des indischen Archipels, der einer Sibethkatze ähnliche Palmroller und endlich das fliegende Dpossum. Was die Reptilien und Amphibien anlangt, so fehlt zwar die eigentliche Viper, doch sind Giftschlangen nicht selten; eine Crotalide, 6 Elapinen und 3 Dipsas sind bekannt. Schleichen und Warneidechsen sind zahlreich vertreten, der *Crocodylus porosus* bewohnt die Flußmündungen, Frösche kommen häufig vor; unter ihnen namentlich die *Hyla cynea*, ein tiefblauer, großer Laubfrosch, dessen Quaken dem Krächzen der Krähe ähnelt. Reptilien und Amphibien haben bisher 156 Arten geliefert. Unter den Schildkröten zeichnen sich die eßbare, die sogenannte ledergleiche und die das Schildpatt liefernde Karettschildkröte aus; die beiden ersteren erreichen zuweilen Gewichte von 500 Pfund und mehr. Wie das Meer und die Flüsse reich an Fischen, sind die Riffe reich an Mollusken, von denen dem *Bêche-de-mer* oder Trepang die höchste Wichtigkeit zukommt. Lange bevor man daran dachte, auf den Inseln der Südsee die Kultur der Kokospalme, der Banane und Baumwollenstaude anzuregen, war der Trepang die Triebfeder des Verkehrs von Hinterindien bis zu den Marshall-Inseln, von China bis Australien. Das Endziel aller Trepangsendungen ist China, wo dieses Tier eine unentbehrliche Delikatesse ist, die mit jedem Preise bezahlt wird. Es ist eine süßliche, weißbraune *Holothurie*, in Form und Aussehen einer wunderbar stachelig genarbten Gurke gleichend, die sich langsam kriechend an den Riffen bewegt; eine andere Gattung ist wurmähnlich und schwarz; alle sehen abstoßend aus. Die Preise schwanken zwischen 8 und 10 Mark für das Pfund.

Die üppige Vegetation bietet der Insektenwelt die reichlichste Nahrung und Möglichkeit der Entwicklung. Nur zum kleineren Teil sind ihre Arten bekannt, deren Zahl ungeheuerlich ist. Wallace sammelte an einem Tage an der Geelvink-Bai 95 Spezies Schmetterlinge und während seines einmonatlichen Aufenthalts überhaupt innerhalb des Raumes einer englischen Quadratmeile 800 Spezies Coleoptera und über 1000 Spezies Käfer. Gehörnte Fliegen sind eine Eigentümlichkeit des Landes. Daß Skorpione, Skorpionspinnen und die lästigen Schwärme von Fliegen, Ameisen und Moskito's nicht fehlen, ist bei einem Tropenlande begreiflich. Die Schmetterlingsgattung Ornithoptera erreicht eine Größe, die das Insekt im Fluge mit einem Vogel verwechseln läßt. Mannigfach treffen wir bei den Insekten Färbungen und Formen, geeignet, sie den Verfolgungen ihrer Feinde aus der Vogelwelt zu entziehen. Die Stabheuschrecken gleichen in ruhigem Zustande dünnen Ästen, die zusammengelegten Flügel der Blattheuschrecken ahmen täuschend die Form eines Blattes nach. Nur die Welt der Schmetterlinge zeigt strahlende Farben, aber alle werden an äußerer Pracht übertroffen von den Vögeln des Landes. Seitdem Wallace (1863) die ersten lebenden Paradiesvögel nach Europa brachte, gelten diese als die prächtigsten der gefiederten Erdbewohner. Ehedem galten sie trotz der Pracht und Üppigkeit ihres Federkleids nicht als solche; man verlegte sie in eine glücklichere Welt, erzählte sich, daß sie 4 Monate des Jahres im Paradiese zubrachten, nie den Boden berührten und daher auch keine Füße hätten und nur zuweilen mit ihren langen goldenen Schwanzfedern sich rastend an die Äste hingen; nur Morgentau sei ihre Speise. Aber der erste, den das tödtliche Blei eines Europäers traf, zerstörte den Reiz der Sage. Er hatte Füße, die nur von den Eingeborenen vor dem Verkaufe regelmäßig ausgerissen waren, und sein Magen und die Eingeweide zeigten sich gleich denen anderer Vögel, so daß er also wohl solidere Nahrung als Morgentau zu sich nehmen mußte. Der Paradiesvogel gehört in das Geschlecht

der Raben, und man kennt von ihm im papuanischen Archipel 31 Arten. Nur einige seien kurz gekennzeichnet. „Da finden wir die *Paradisea apoda* mit glänzend zimtfarbenem Gefieder, unter deren Flügeln ein lang nachwehender Busch von zarten blaßgelben Schmuckfedern hervorrägt, den Königsparadiesvogel mit glänzend firschrötem Gefieder und smaragdgrüner Kehle, die *Astrapien* mit schwarzem Kleide, das halb metallisch grün, bald violett schimmert, und deren Hals durch aufrichtbare samtartige Federfragen geziert ist.“ Heute wie sonst bilden die Vögel dieser Insel einen Gegenstand lebhaften Handels. Bunt, glänzend treffen wir auch die *Papageien*, die in 92 Arten vertreten sind. Zwischen Sperlings- und Rabengröße schwanken die *Kakadus*. Auch für die *Kolibris* Amerikas giebt es hier ein Seitenstück; an Kleinheit und Farbenschimmer gleichen ihnen die Honigvögel, die an sonnigen Plätzen die Blumen gleich Schmetterlingen umschwirren. Eisvögel, blau und grün schimmernd, beleben (in 38 Arten) Gebüsch und Mangrovedickicht, von den *Kuckucken* kennen wir 36 Arten, und auch den *Nashornvogel* treffen wir an. Finken, Spechte, Geier, *Phasianiden* fehlen ganz und *Raubvögel* treten hinter den Samen- und Insektenfressern an Zahl zurück. Ein gefährlicher Räuber ist nur die *Harpyopsis*, die sich von *Kängurus* nährt, die *Falken* (54 Arten) erreichen nur *Habicht-* und *Sperbergröße* und nehmen zum Teil mit Heuschrecken und anderen Insekten vorlieb. In 20 Arten von meist kleiner Gestalt kommt die *Eule* vor, die nachts unter *Nachtschmetterlingen*, *Nachtschwalben* und *Fledermäusen* ihre Beute sucht. Von *Palmfrüchten* und *Muskatnüssen* nähren sich die *Tauben* (30 Arten), unter welchen die grün oder bunt gefärbten *Fruchttauben* und die der Insel eigentümlichen *hühnergroßen Riesentauben* mit hellblauem bis schieferblauem Gefieder und einer fächerförmigen, aufrichtbaren Haube von zerschliffenen Federn auf dem Kopfe, hervorzuheben sind. Zahlreich treffen wir *Sumpf-* und *Schwimmvögel*, und jene eigentümliche Erscheinung der Vogelwelt, der *Kasuar*, tritt uns auch hier entgegen; er ist, wie der *Strauß*,

auf das Laufen angewiesen und zeichnet sich, wie dieser, durch Körpergröße aus; nur tritt dieselbe bei ihm weit plumper auf als bei jenem. Das Huhn ist durch 10 Arten von Großfußhühnern repräsentiert. „Diese Vögel zeichnen sich namentlich durch ihre hohen, mit 4 langen, in einer Ebene angelegten Zehen versehenen, starkkralligen Füße aus. Eigentümlich ist, daß die Eier nicht vom Vogel ausgebrütet werden. Entweder werden die großen Eier, die oft ein Achtel des Gewichtes vom Vogel haben, in Sandlöcher verscharrt, oder mit einem Haufen durrer Blätter und Reisig bedeckt und dann sich selbst überlassen. Der von der Sonne erwärmte Sand oder die modernden Pflanzenreste haben genug Wärme, die Eier auszubrüten. Der junge Vogel verläßt das Ei in vollkommenem Federkleide und ist oft im Stande, selber zu fliegen.“

Im wesentlichen gleicht die Tier- und Pflanzenwelt, welche uns auf den östlichen Nachbarinseln, auf Neubritannien, Neuseeland, Neuhanover u. s. w. entgegen tritt, der Neuguineas. Auch die Menschenwelt dieser Inseln gehört zu der in Neuguinea heimischen Rasse, obwohl wir es dort mit einer andern Varietät derselben den sogenannten Melanesiern zu thun haben. Die Papuas treffen wir heute noch in den Semang und Sakai im Innern der Halbinsel Malakka, in den Gas oder Negritos im Nordosten der Philippineninsel Luzon, auf den Inseln an der Nordwestküste Neuguineas, auf Neuguinea selbst, im Archipel von Neubritannien, und auf der Louisiade; ja man darf auch die Bewohner der noch östlicher liegenden Inselgruppen, bis zu den Neuhebriden und Neufaledonien dazu rechnen, denn die Bevölkerung dieser Inseln und selbst auch noch die der Fidjischen Inseln läßt die Merkmale der Papuarasse erkennen. Diese Merkmale sind vor allem am Haar zu suchen. Lange hat man angenommen, daß das Haar des Papua in einzelnen Büschelchen vom Kopfe abstehe, die durch haarlose Stellen, nackte Furchen von einander getrennt seien. Das ist ein Irrtum, zu dem vielleicht die Gewohnheit vieler Papuaastämme, von Jugend an eine

Anzahl nebeneinanderstehender Haare durch Fett zusammenzukleben, Veranlassung gegeben hat. Das Haar ist wollig und bedeckt den Schädel ebenso gleichmäßig, wie bei uns. Auch eine besondere Rauigkeit der Haut des Papua, von welcher man früher wissen wollte, ist kein Rassenmerkmal, und ebensowenig eine auffallende Größe der Nase, die man bemerkt zu haben glaubte. Einzig die gekräuselte, sackartige Haarkrone unterscheidet ihn von anderen Völkern. Die Hautfarbe wechselt in den verschiedensten Schattierungen. Die Papuas sind keineswegs so schwarz, wie die Neger von Afrika, sondern im Durchschnitt schwarzbraun oder mattschwarz; sie sind nur um eine Kleinigkeit dunkler als die Malaien der Mollukken. Stieß doch Otto Finsch auf drei Neuguineer von reiner, weißer Körperfarbe, deren Eltern dunkel waren wie die anderen, und an denen das Merkmal der Albinos, die rötlichen Augen, nicht zu finden war. Überall in Neuguinea findet man Menschen von hellbrauner und gelblicher Farbe, besonders unter den Frauen; derartige Unterschiede gehen aus der Verschiedenheit der Lebensweise hervor. Im Südosten jedoch, wo man an verschiedenen Stellen eine hellere Bevölkerung antraf, deutet ihr Vorkommen auf eine Mischung mit einer helleren Rasse, und man wird nicht irre gehen, einen Einfluß von Polynesiern anzunehmen, die mit Unterstützung des Ost-Süd-Ost-Passats ihre Seereisen bis zu diesen Küsten ausdehnten. Obwohl die Neuguineer, abgesehen von dieser südöstlichen Mischung, zu einer Rasse zu rechnen sind, treten in Sitten und Gebräuche sehr bedeutende Unterschiede unter ihnen hervor. In Hinsicht auf religiöse Begriffe jedoch scheint sich die ganze papuanische Welt in Übereinstimmung zu finden, indem die Religion sich als ein Kultus der Ahnen darstellt und hier in dieser, dort in jener Form in der Verehrung der Schädel der Verstorbenen zum Ausdruck gelangt. (Nur auf Tidjchi, wo der polynesischer Einfluß von jeher zu mächtig gewesen, ist kein Schädelkult zu finden.) Stirbt in Doreh ein Erstgeborener, der das Jünglingsalter erreicht hat, so wird der Leichnam in ein Kanoe gelegt, dieses auf

ein Pfahlgerüst gestellt, und die Mutter unterhält so lange ein Feuer unter demselben, bis der Kopf sich vom Rumpfe trennt. Den Körper begräbt man, während man den Kopf zurückbehält und trocknen läßt. Ist dies nach 2 bis 3 Monaten erreicht, so werden vor der gesamten Verwandtschaft und unter traurigem Gesang Ohren und eine Nase aus Holz am Kopfe befestigt und zwei bunte Fruchtkerne in die Augenhöhlen gesteckt. Bei der darauffolgenden Mahlzeit wird der Schädel in die Mitte gestellt und bekommt von allen Speisen. So wird er zum Korwar oder Hausgötzen, bleibt für alle Zeiten in der Familie, und man schreibt ihm großen Einfluß auf die Lebensereignisse der Familienglieder zu; bei jedem wichtigen und unwichtigen Vorhaben wird der Korwar um Rat gefragt. Den Schädel, als das Gehäuse der Gedanken, hält man wert, ob er von Freund oder Feind herrührt. Vielleicht läuft die Vorstellung mit unter, als Besitzer des Schädels über die geistigen Kräfte des Verstorbenen gebieten zu können. Daher tritt eine förmliche Gier nach Schädeln hier und da auf; Kriege haben oft den alleinigen Zweck, Köpfe zu erbeuten, und ist nur ein einziger Schädel das Ergebnis des Kriegzugs, so wird derselbe in Stücke zerlegt und unter die Häuptlinge verteilt. Ganze Schädel aber werden bemalt und an oder in den Wohnungen aufgehängt oder zu Ehren der Toten zum Schmuck der Gräber verwendet.

Als gesellschaftliches Gesetz gilt bei sämtlichen Papuastämmen die Gleichberechtigung aller; die Macht der sogenannten Häuptlinge ist gering. Innerhalb der Familie genießt das Familienhaupt einiges Ansehen. Sklaverei ist im Westteil und wahrscheinlich auch im Nordosten heimisch. Der Sklavenstand wird aus den Kriegsgefangenen gebildet. Ein Stand von Adeligen, der sich durch besondere Tracht vom übrigen Volke unterscheidet, ist nur in Muju, an der Südküste, angetroffen worden. In Mou, im Südosten der Insel, fand d'Albertis ein Dorf, in welchem die Frauen das Regiment führen. Im Allgemeinen ist unter den Papuas, wie unter allen Naturvölkern, die Lage der Frau hart

und drückend; sie kann eher als die Dienerin denn als die Genossin des Mannes angesehen werden. Vielweiberei herrscht mit Ausnahme von Doreh und der Torresstraße allenthalben. In der letztgenannten Gegend besteht die Sitte des Brautraubs. Anderwärts wird die Braut dem Vater förmlich abgekauft. Die entwickeltsten Begriffe über Ehe und Familie herrschen in Doreh und Umgegend, wo man überhaupt die günstigsten Gesittungsverhältnisse der ganzen Insel zu suchen hat. Dort ist die Ehe mit einem Weib unübertretbares Gesetz. Oft werden frühzeitig durch die Eltern Verlobungen geschlossen, wahrscheinlich in dem Glauben, daß Brautleute unter dem besonderen Schutze der guten Geister stehen. Die Frau muß gekauft werden, aber es kommt auch vor, daß sich eine wirkliche Zuneigung entwickelt, und es wird dann eine regelrechte Verführung ins Werk gesetzt. Das Paar entflieht in die Wälder. Die Eltern machen sich auf die Suche, und da ein Freund in die Sache eingeweiht wurde, sind die Entwichenen bald gefunden. Zurückgekehrt einigt man sich über den Brautschatz. Darauf verwunden sich die Verlobten gegenseitig an der Stirn, so daß Blut fließt, und die Verwandten folgen ihrem Beispiel. Ehen, auf solche Art geschlossen, gelten als die heiligsten und engsten. Der Brautschatz besteht meist aus sechs bis zehn Sklaven, jeder im Werte von vier bis sechs Stücken blauen Kattuns, oder aus anderen Tauschgütern. In der Regel geht es jedoch bei Eheschließungen weniger romantisch zu. Der Brautschatz wird ausbedungen, der Hochzeitstag festgesetzt, die Verwandten der beiden Familien versammeln sich, die Braut wird, geschmückt mit Armbändern und Korallen, feierlich nach des Bräutigams Haus geführt, darf es jedoch nicht betreten und wird den Blicken der Männer durch eine aufgehängte Matte entzogen. Auch die Verlobte hat den Eltern des Bräutigams ein Geschenk zu überreichen und sich im Notfalle ihres Schmuckes zu entledigen, wenn die Höhe der Summe nicht auf andere Weise erreicht werden kann. Darauf geleitet man die Braut wieder nach ihrem Elternhaus zurück



Ficus

Eisenholzbaum.

und erwartet die Ankunft des Bräutigams. Gefolgt von seinen Angehörigen erscheint dieser, findet aber die Thür verschlossen, die erst auf öfteres Bitten geöffnet wird. Alle treten nun ein, die jungen Leute setzen sich neben einander vor einem Korwar nieder und es beginnt die eigentliche Trauungszeremonie. Der Älteste legt die Rechte des Paares in einander, prägt ihnen ihre gegenseitigen Verpflichtungen ein und wünscht dem Bunde Heil und Segen. Dann setzt man einen Topf mit Sagobrei vor ihnen nieder, von dem sie sich gegenseitig dreimal einen Mund voll reichen. Eine kleine Gabe Kautabak an den Bräutigam, die dieser mit etwas Betelnuß (zum Kauen) für die Braut erwidert, macht den Schluß. Die Gäste ergötzen sich nun mit Essen und Trinken, die jungen Eheleute aber müssen still die Nacht auf einer Matte zubringen und jeder Versuchung, einzuschlafen, Troß bieten oder sich von hilfreichen Händen aufrütteln lassen, gezwungen durch den Glauben, daß solch' ununterbrochenes Wachen mit einem langen glücklichen Leben belohnt werde. Während Unverheiratete im allgemeinen an keine Beschränkung gebunden sind, sind verheiratete Frauen keusch und treu. Die Kinder erfreuen sich meist einer liebevollen Behandlung, obwohl häufig infolge der Überlastung der Frauen mit Arbeit die Neugeborenen getötet werden, weshalb man auch selten mehr als zwei Kinder aus einer Ehe antrifft. Die Mütter tragen beim Gehen ihre Kleinen in einer Art von Rektasche auf dem Rücken; müssen sie dieselben verlassen, so werden sie der Aufsicht einer alten Frau oder eines Mädchens anvertraut und vor den lästigen Insekten sorgfältig geschützt; eine Art Hängematte vertritt dabei die Wiege. Einen höchst gemütvollen Zug von Elternliebe berichtet ein Reisender, der sich längere Zeit im Süden der Insel aufgehalten hat. „Während meiner Anwesenheit,“ erzählt er, „starb der fünf Jahre alte Sohn eines Häuptlings und wurde einige Stunden nach seinem Tode vor der Hütte seines Vaters beerdigt. Als das Grab wieder zugespült war, weinten beide Eltern und warfen sich unter lautem Wehklagen auf das Grab. Noch tagelang ver-

weilte die Mutter unter Trauergefängen, die mit dem Refrain: Komm' zurück, komm' zurück! endeten, am Grabe. Auf meine Frage, die ich an ihn richtete, ob der Knabe tot sei, erhielt ich die Antwort: Nein, er ist schlafen gegangen."

Sehr verschieden ist die Bauart der Wohnungen. In der Geelvink-Bai und in der Louisiade gleichen sie in der Ferne umgekehrten Booten, in der Torresstraße Heuschobern, in der Humboldt-Bai Zuckerhüten, am Utanata sind sie unseren Häusern ähnlich, in Saibai, an der Astrolabe-Bai und an der Südostküste kommen auch zweistöckige Häuser vor. An der Triton- und der Astrolabe-Bai stehen die Häuser zu ebener Erde, sonst sind sie auf Pfosten über dem Erdboden errichtet. In der Geelvink-Bai, am Utanata und in Daudai gibt es große Familienhäuser, die eine Länge von oft 100 Meter erreichen. Durch die Mitte des Gebäudes läuft der Länge nach ein breiter Gang, von dem aus man durch Thüren nach rechts und links in die Gemächer der einzelnen Familien gelangt. In solchen Häusern schlafen nur die verheirateten Personen und die Kinder, den ledigen jungen Männern dient ein besonderes Junggesellenhaus zum nächtlichen Aufenthaltsort. Der Boden des Innern, aus rauhen Pfählen hergestellt, ist uneben und lückenhaft, überhaupt läßt die innere Einrichtung keine Spur von einem Streben nach Bequemlichkeit erkennen. Einige Matten mit einem Querholz auf geschminkten Füßen als Kopfunterlage dienen als Bett. In einer Ecke qualmt zur Vertreibung der Moskiten auf einem Herd ein Feuer, mit dessen Hilfe auch die Speisen teilweise zubereitet werden.

Am Meere und den Creeks wohnen die Papuas häufig in Pfahlbauten und geben so im Verein mit ihren Werkzeugen und Waffen aus Stein, Holz, Horn, Muscheln ein dem Zustande unserer Vorfahren in Europa gleichendes Kulturbild aus der Periode der sogenannten Steinzeit. Entweder sind die Pfahlwohnungen dem Brücken mit dem Lande verbunden, oder der Verkehr geschieht durch Kanoes. Sicherlich ist das Bedürfnis des Schutzes

vor Tieren und Menschen der Hauptgrund für die Anlage solcher Bauten, die heute noch bewohnt und benutzt in der Südsee, in Afrika und Asien gefunden und in den norddeutschen, schweizer und oberitalienischen Seen seit dem Jahre 1854 durch Nachgrabungen zu Tage gefördert werden.

In Herstellung und Gebrauch von Waffen haben sich die Eingeborenen Neuguineas durchweg sehr geschickt erwiesen. Bogen und Pfeil sind die hauptsächlichsten Waffen, die jedoch in einzelnen Gegenden des Südostens nicht heimisch sind. Die Bogen bestehen aus Holz oder Bambus, die Pfeile aus Bambus mit Spitzen und die Sehnen namentlich aus Kottan. In der Geelvink-Bai trägt man, um sich beim Abschneiden vor Verwundung zu bewahren, ein Kottanband um die linke Hand. Speere aus Holz oder Bambus mit gebrannten Spitzen sind allenthalben in Gebrauch; in Daudai giebt es hölzerne Schwerter, in der Torresstraße steinerne Streitärzte, an der Südwestküste Keulen aus Holz, an der Südostküste aus Stein, spitze Knochendolche in der Humboldt-Bai. In Doreh und an der Südostküste findet man Schilde. Kriege, die jedoch wie bei allen Naturvölkern selten sehr blutig sind, gehören, da nach der Regel die benachbarten Dörfer unter einander in Feindschaft leben, zum Alltäglichen.

Ein eigenartiges Gerät ist bei den Papuas am Utanata in Gebrauch, ein Signalrohr, aus dem Staub und Asche geblasen wird, um je nach der Richtung der herausgeblasenen Wolke die friedliche oder feindliche Absicht eines Herannahenden kund zu geben. Als Cook im Jahre 1770 an diese Küste kam, war er geneigt, den Eingeborenen, da er irrthümlich Feuer an den Rohren zu bemerken glaubte, den Besitz von Feuerwaffen zuzuschreiben.

Der Charakter der Neuguineer ist in den verschiedenen Gegenden so verschieden, wie ihre Gebräuche und Einrichtungen. Hier sind sie hinterlistig, verrätherisch und grausam, dort freundlich und demüthig dem Fremden gegenübergetreten. Einstimmig wird ihre Keuschheit und Sittsamkeit gerühmt, obschon an Bekleidung die allergeringsten Ansprüche gestellt werden und das

weibliche Geschlecht nach Erlangung der Altersreife sich mit einem Fransengürtel, das männliche mit einem Lendentuch, oft auch nur mit einem Blatt, Kürbis oder einer Muschel begnügt. Künstlerische Anlagen scheinen besonders die Papuas von Doreh zu besitzen, deren Balkenschnitzereien in ihrem Junggesellenhause eine bedeutende Kraft realistischer Darstellung erkennen lassen. Zum Schlusse möge die folgende Sage beweisen, daß es diesem Volke auch an Phantasie nicht mangelt. Sie erzählt von der Herkunft der Papuas und ist in verschiedenen Variationen im Nordwesten der Insel im Umlaufe. In den ältesten Zeiten lebte auf Biaf, einer der myforischen Inseln, Mangundi (d. h. der Einzige) oder Manfarija (d. h. der Alte). Da er sich zu einsam fühlte, siedelte er nach Meiofowandi, einer der Verräter-Inseln über, wo er einen Garten anlegte. Er wollte ein gutes Getränk erfinden, und so kam er auf den Gedanken, den Saft des Palmbaums zu benutzen. (Man bereitet daraus den Trank Sagower). Mangundi bohrte zur Zeit, als der Baum in den Saft trat, ein Loch in die Rinde und fing in einem ausgehöhlten Bambus das reichlich fließende Raß auf. Aber bald wurden ihm einige Nächte hintereinander die Bambusbüchsen regelmäßig entwendet. Das verdroß ihn sehr, und da er keine Spur von dem Diebe entdecken konnte, legte er sich auf die Lauer, indem er eine ganze Nacht auf seinem Baume verweilte. Und siehe da, mit Anbruch des Tages kam Sampari, der Morgenstern, um das gefüllte Rohr hinwegzunehmen. Kaum aber hatte er die Hand ausgestreckt, als er sich mit eiserner Faust von dem Alten gepackt fühlte und sich trotz aller Anstrengungen nicht losmachen konnte. Sampari begann nun zu unterhandeln, und von seinen Anerbietungen gefiel die, einen Zauberstab oder Marisbon zu geben, dem Mangundi am besten. Dieser Marisbon besaß die Zauberkraft, eine Jungfrau durch bloße Berührung ihres Busens sofort zur Mutter zu machen. Kaum hatte daher Mangundi den Marisbon im Besitz, als er denselben sogleich zu erproben beschloß. Er stieg wieder auf seinen Palmbaum. Nicht lange dauerte es, so ging ein Mädchen

vorüber, das schönste von Meiofowandi. Dieser warf er seinen Zauberstab an die Brust. Zur großen Verwunderung des unschuldigen Kindes, das sich keines Fehltrittes bewußt war, wurde sie alsbald Mutter und schenkte einem Sohn, Konori, das Leben. Dieser bewies sofort seine wunderbare Abkunft, indem er seiner Mutter sagte, daß Mangundi sein Vater sei. Sodann ehelichte dieser das Mädchen. Da man aber den Vermählten allerlei Unannehmlichkeiten bereitete, beschloffen sie, auszuwandern. Mangundi zeichnete ein Kanoë in den Sand, berührte es mit dem Marisbon, und so entstand ein wirkliches daraus. Mit diesem segelten sie nach Mafor. Hier verrichtete der Alte ein anderes Wunder, indem er vier Stäbchen in die Erde steckte und aus ihnen vier Häuser schuf, aus welchen später vier Kampongs (Dörfer) entstanden. Lange Jahre noch lebte Mangundi als der glückliche Vater einer zahlreichen Nachkommenschaft, aus welcher das Volk der Papuas hervorging. Dann begab er sich nach Mesra (einer Nachbarinsel), wo er sich lebendig verbrannte.

Die Erforschung Neuguineas.

Der Erdteil, den wir den dunkeln nennen, verliert mehr und mehr den Anspruch auf diese Bezeichnung. Ausgedehnte Ländermassen, welche europäische Forscherarbeit noch nicht für die Erdkunde erobert hätte, sind heute in Afrika nicht mehr vorhanden. Die Karte dieses Welttheils zeigt keine weißen Stellen mehr, welche sich mit der Fläche von Neuguinea decken würden. Vielmehr ist letztere Insel, zumal sie wegen ihrer Größe fast kontinentalen Rang beanspruchen darf, für unsere Zeit der dunkle Erdteil, ob schon man seit vierthalbundert Jahren bemüht ist, den Schleier zu heben, der über sie ausgebreitet ist. Nur die Küsten sind bekannt und erforscht, und selbst diese noch nicht ausreichend. Was das Innere des großen Landes birgt, ob es bewohnt oder unbewohnt, ob es dem Europäer dauernden Aufenthalt, ob es neue Einblicke in die Tier- und Pflanzenwelt unserer Erde gestattet, ist noch ein Geheimnis. Wie lange soll die Lösung der Frage, die seit Jahren als eine der brennendsten der Geographie bezeichnet wird, noch auf sich warten lassen! Wir hoffen, daß Deutschland auch in dieser Richtung seine Stellung in Neuguinea ausnutzen und nicht nur dem Vaterland neuen Ruhm schaffen, sondern auch die Nationen, die mit scheelen Augen auf unsere Besitzergreifung blicken, versöhnen wird, indem es in der Kenntnis von unserer Erde, dem Gemeinbesitz aller Völker, eine Lücke ausfüllt.

Es ist unentschieden, wer der erste europäische Entdecker der Insel gewesen ist. Den Malaien war sie unter dem noch

heute bei ihnen gangbaren Namen Tana Papua wohlbekannt, schon als die Portugiesen ihre frühesten Niederlassungen in Ostindien gründeten, und die prächtigen Federn des Paradiesvogels nahmen sogar nach Europa ihren Weg, bevor man dort Kunde von ihrer Heimat hatte. Wahrscheinlich hat das Streben nach den Molukken dazu geführt, daß Neuguinea für Europa entdeckt wurde. Papst Alexander VI. hatte, als der Herr der bekannten und unbekanntem Welt, im Jahre 1493 von Ferdinand dem Katholischen um eine Schenkungsurkunde über alle künftigen spanischen Entdeckungen angegangen, um einen Widerspruch mit früheren Bewilligungen seines Vorgängers Eugen IV. an die Portugiesen zu vermeiden, eine Linie von Pol zu Pol hundert Stunden westlich von den Azoren gezogen und bestimmt, daß alles Land und Meer östlich dieser Grenze den Portugiesen, westlich den Spaniern gehören solle. Diese Teilung der Erde hatte das Besizrecht auf die ihrer Lage nach nicht genau bekannten Molukken unentschieden gelassen. So strebten denn die Spanier von Ost nach West, die Portugiesen von West nach Ost auf diese lockenden Inseln zu. Früchte dieses Wettbewerbs waren spanischerseits die Entdeckung des Stillen Ozeans und von seiten ihrer Rivalen die Auffindung von Neuguinea. Daß diese Entdeckung aber bereits 1511 durch Antonio Abreu und Francisco Serram erfolgt sei, die nach älteren Werken die Küsten besucht haben sollen, ist nicht nachweisbar; glaubhafter und heute fast allgemein anerkannt ist die Nachricht, daß der Portugiese Jorge de Meneses 1526 der erste europäische Entdecker gewesen ist. Derselbe hatte von Lopez de Lampajo, dem Bizekönig von Goa, den Befehl erhalten, auf der Molukken-Insel Ternate Unruhen zu dämpfen und Tribut einzuziehen. Durch den Nordwestmonsun aber wurde er über die Molukken hinaus an eine unbekannte Küste getrieben, an der er den Eintritt des Südostmonsuns abwarten mußte. Freilich ist nicht mehr festzustellen, ob er an der Küste der Hauptinsel oder an einer der westlich von Neuguinea liegenden Inseln verweilt ist. Da der

Ort, an dem er warten mußte, Werfija genannt wird, so läßt sich auf die Insel Bassia, die westlichste der Arru-Gruppe oder, da das fragliche Land unter dem Äquator liegen soll, auf Warsia an der Nordküste Neuguineas unter $0^{\circ} 50'$ südl. Br. schließen. Meneses nannte das entdeckte Land „Isla de San Jorge.“ Der glückliche Erfolg der spanischen Expedition unter Magalhães, deren Reste auf der bis dahin unbekanntem Ost-West-Fahrt zum Staunen der Portugiesen 1521 auf der Molukkeninsel Tidore gelandet waren, reizte zu weiteren Unternehmungen in der Südsee, die nun auch von den Molukken ausgingen, und einigen dieser Fahrten danken wir die Kenntnis von dem Norden unserer Insel. Der Spanier Alvaro de Saavedra ging dort 1528 in einem großen inselreichen Busen vor Anker; er suchte ein Goldland und nannte die Inseln „Isla de Oro“. Von hier fuhr er 1529 nach den Molukken zurück und segelte an einem großen Lande hin, dem er nun den Namen „Isla de Oro“ gab. Im Jahre 1537 (oder 1536) litt der Spanier Grijalbe unweit der Küste Schiffbruch, und die Geretteten, die sich unter Alvaredo ans Land begeben hatten, wurden von Antonio Galvano abgeholt. Ihm folgten 1543 Bernhard de la Torre und San Gaetan, welche die Humboldt-Bai zum ersten Male erblickten. In das Jahr 1545 fällt die Wahl des Namens Neuguinea, welche Ortiz de Retez getroffen, da ihn die Anwohner der Küsten an die westafrikanischen Küstenneger erinnerten — (Anderer Berichte legen die Entstehungszeit dieses Namens auf 1529 und bringen ihn mit Saavedra in Verbindung). Retez verdankt man die Aufnahme der wichtigsten Punkte der Nordküste. Geringeren Erfolg hatten die Reisen des Spaniers Ronquillo in den Jahren 1580 und 1581. Wie weit sich die damalige Kenntnis der Spanier von der Nordküste überhaupt erstreckte, ist nicht genau anzugeben. Lange Zeit hielt man Neubritannien für einen Teil Neuguineas und die Ostspitze jener Insel unter dem Namen Cabo de San Maria für das Ostkap von Neuguinea. Schon damals hätte ein allgemeines Bild von den Umrissen des Landes in Europa bekannt sein

können, wenn nicht die wichtigen Entdeckungen des L. Vaez de Torres, der 1606, von Südosten kommend, den Archipel der Louisiade, die Straße, welche Neuguinea von Australien scheidet, (später Torresstraße genannt) und die Südküste unserer Insel fand, bis 1762 unbeachtet geblieben wären, da sein handschriftlicher Bericht im Archiv von Manila begraben lag. So hat füglich Torres sich das Hauptverdienst um die Entdeckung der Insel erworben, da er zuerst sie deutlich vom australischen Kontinente abhob. Vorher schon hatten sich die Niederländer den Erforschern Neuguineas angereicht, welche in kurzem den Hauptteil der Arbeit übernehmen sollten. Den Beginn machte 1605 Wilhelm Jans (derselbe, der neuerdings als der Entdecker Australiens genannt wird); er fand von Ceram aus an der Südküste, von der er einige Stellen aufnahm, hinfahrend, die Südspitze des Landes, nannte sie „falsches Kap“, hielt aber die zwischen Neuguinea und Australien liegenden Inseln für festes Land und die Straße für eine Bucht und kehrte 1706 längs der Nordküste Australiens zurück. In demselben Jahre bereisten Jan Lodewijksz und Rosengeyn unabhängig von einander die Süd- und Südwestküste. Die Weltumsegler Willem Schouten und Jakob le Maire gelangten 1616 von Neuirland kommend an die Cornelniers-Bai (145° östl. L.) der Nordostküste, entdeckten hier die Mündung eines großen Flusses, dann die Schouten-Inseln und die Insel Tappen und sahen mehrere thätige Vulkane. Sie fuhren an der Nordküste weiter, landeten an mehreren großen Inseln im Nordwesten und erreichten das Westkap. Schouten und Le Maire berichteten zuerst ausführlicher über die Bewohner des Papualandes; das Benehmen der letzteren gegen die Weißen war meist feindlich; an der genannten Bai waren 16 Matrosen bei einem Überfall der Eingeborenen umgekommen. Im selben Jahre besuchten Cornelis Dedel und 1622 Jan Vos die Südwestküste. Der Handelseifer der holländisch-ostindischen Kompanie brachte auch für die Kenntnis Neuguineas Früchte. Jan Carstens führte in ihrem Auftrag 1623 zwei Yachten nach der

Südküste; man versuchte eine Landung, wurde überfallen und 8 Leute verloren das Leben. Doch ward auf der Rückfahrt der Carpentaria-Busen der Nordküste Neuhollands aufgefunden; weitere Resultate der Reise waren die Feststellung von schneebedeckten Bergen im Innern Neuguineas und die Entdeckung der Fledermaus-Insel im Süden der Prinzess-Mariannen-Straße. Einen unglücklichen Ausgang nahm auch die Reise des Gerrit Pool, der 1636 an der Westküste (unter 4° 50 j. Br.) erschlagen ward. Die Eingeborenen, mit denen er zusammentraf, waren überaus wild, hatten aber Verkehr mit Kaufleuten aus Ceram, welche die Westküste besuchten. Die Gegenstände der Ausfuhr waren Massoirinde und Sklaven, die Kriegsbeute aus den Fehden, in denen die Stämme unablässig begriffen waren. In dasselbe Jahr fallen die ziemlich erfolglosen Reisen des Gerhard Thomasz und Pieter Pieteresz an die Südwestküste. Die Nordwestküste wurde 1642 wieder und zwar von Abel Jansz besucht. Bisscher bereiste 1643 die Nord-, Süd- und Südwestküste und entdeckte die nach ihm benannte Insel. Der berühmte Seefahrer Abel Tasman fuhr, ebenfalls 1643, an der später nach Humboldt benannten Bai an der Nordküste vorüber, entdeckte die Insel Brulante, besuchte die Schouten-Inseln und umsegelte am 18. Mai dieses Jahres die Westspitze des Landes. Ein oder zwei Jahre später unternahm Tasman eine zweite Reise nach Neuguinea, auf welcher er eingehende Forschungen angestellt haben soll; Berichte darüber sind nie veröffentlicht worden. Maerten Gerritsz Bries berührte 1644 die Nordküste. Geringe Ausbeute brachten die folgenden holländischen Reisen, die an die Süd- und Südwestküste unternommen wurden, so die von Adrian Dortsmann 1645, Frederik Gommersdorp 1654, Josua Braconier 1654, Jakob Borne 1655—58, Willem Buyts 1662 und Nikolaus Vinck 1663, der die später nach Mac Cluer benannte Bucht im Nordwesten erforschte. Einer seiner Reisezwecke war, geschwänzte Menschen zu finden; er fand bei den Eingeborenen eine gute Aufnahme. Der Kaufmann Johannesen Keyts kam

1678 mit 3 Schiffen an die Südwestküste, entdeckte die Telof-
Lefebor- oder Ryklof van Goens-Bai und die Quelberg-Bai,
ward aber auf der Insel Namototo an der Tritons-Bai, deren
Küste er untersuchte, überfallen. An dieselben Küsten gelangte
1678–79 Augustin Dirckz.

In den letzten Wochen des 17. Jahrhunderts traten die
Engländer, vertreten durch ihren großen Seefahrer Dampier,
in die Entdeckungsarbeit ein. Derselbe berührte bei seiner Welt-
umsegelung Neuguinea, entdeckte zwischen dieser Insel und Neu-
britannien die nach ihm benannte Straße, bewies, daß letzteres
eine zweite Insel ist, besuchte die Insel Brulante, entdeckte am
4. Februar 1700 das nordöstlichste Vorgebirge Neuguineas, Mahé
oder King Williams Kap, untersuchte die Schouten-Inseln und
besuhr die Humboldt-Bai. Ihm folgten wiederum niederländische
Reisende: Jan van Benthen und Franz Ernst, welche 1702,
Conrad Frederik Hofman, der 1703 und Pieter Klein mit Jo-
hann Adolph van der Laan, die 1704 verschiedene Inseln im
Norden und Nordwesten berührten. Eine größere Expedition
unternahm 1705 unter Jakob Weijland das Schiff „Geelvink“,
nach welchem die große Bai im Nordwesten von Neuguinea be-
nannt ist. Verschiedene Inseln und Berge der Hauptinsel be-
kamen Benennungen, die Küste ward sorgfältig aufgenommen,
auch wurde festgestellt, daß die Gegend keine Gewürze biete und
die Bewohner den Europäern feindlich wären. In dasselbe Jahr
fällt eine unbedeutende englische Reise nach der Insel Tappen,
worauf nach 10jähriger Pause wieder die Niederländer nach
Neuguinea strebten; so wurden 1716 die Nordküste und die Pa-
puschen-Inseln von Jakob van Geyn, Pieter Lijn, van der Laan,
Baltus von Santem und Franz Keaal besucht.

Jakob Rogeween kam gelegentlich seiner Weltfahrt 1722
nach der Humboldt-Bai, ankerte zwischen den Inseln Moa und
Arimoa, später an den Schouten-Inseln und verließ über die
Papuschen-Inseln das neuguineische Gebiet. Auch ihm zeigten
sich die Eingeborenen feindlich. Die Expeditionen des nächsten

halben Jahrhunderts verliefen sämtlich ohne Erfolg für die Kunde der Insel. Zu nennen sind aus dieser Zeit Pieter van Wondenberg und Adrian Cagias 1723, Enoch Christian Wiggers 1730, Jean Bordwyn Lantberger und Gerard Hendrik Dubel 1737, Matheus Ferey und Du Rietz 1744, Johann Sebastian van Masson und August Hendrik Gregory 1761 und Jan Jonkers 1762.

Fünf Jahre später kam der britische Weltumsegler Carteret an die Nordküste und entdeckte die Insel Stephens, und einige Punkte derselben Küste berührte 1767 der Franzose Bougainville und entdeckte die nach ihm benannte Straße zwischen Rub und Waigiu.

Auch der große Entdecker Cook hat sich Verdienste um unsere Insel erworben. Er kam auf seiner ersten Weltreise mit dem Schiffe „Endeavour“ durch die Torresstraße, durchforschte sorgfältig die gefährliche Enge und stellte aufs neue fest, daß Neuguinea außer Zusammenhang mit dem australischen Kontinent stehe, landete am 3. September 1770 bei Utanata an der Südwestküste; das feindselige Verhalten der Insulaner beschränkte seinen Aufenthalt auf wenige Stunden.

Bedeutender war die mittelbare Wirkung der Cookschen Reise. Sie lenkte das Auge der englisch-ostindischen Kompanie auf Neuguinea, in deren Auftrag Forrest 1774 Waigiu und den Hafen Doreh besuchte und dort infolge seines überlegten Benehmens einige Wochen unangefochten von den Eingeborenen verweilte. Der Zweck seiner Reise war die Auffindung gewürzreichen Landes jenseits der niederländischen Besitzungen und er fand auf der Doreh gegenüberliegenden Insel Manswari eine Art Muskatnuß; bemerkenswert sind seine Mitteilungen über den Sago, den Haupthandelsartikel der Gegend.*) Im Jahre 1791 besuhr der Eng-

*) Ob die französische Expedition, welche 1776 die Molukken ersuchte, bis Neuguinea kam, ist trotz Sommerats Mitteilungen darüber fraglich; ebenso ist es zweifelhaft, daß in den Jahren 1798–1805 eine englische Niederlassung in Doreh bestanden hat.

länder Mac Cluer längere Zeit die Westküste und landete an der nach ihm benannten Bucht, mußte aber der Wildheit der Anwohner 5 seiner Leute opfern. Später besuchte er auch die Schouten-Inseln. Im folgenden Jahre durchfuhr der englische Kapitän Bligh, von seiner meuterischen Mannschaft in einem Boote ausgesetzt, die Torresstraße zum erstenmal von Ost nach West und entdeckte zwischen dem Barrière-Riff und Neuguinea den Bligh-Kanal. Wiederum verhinderte die hinterlistige Wildheit der Neuguineer einen größeren Erfolg, als 1793 die Briten W. Bampton und L. Alt an der Ostküste landeten und, in der Nacht überfallen, eine blutige Niederlage erlitten. Im gleichen Jahre starb (20. Juli) unfern der Insel der französische Seefahrer d'Entrecasteaux, nachdem er die Entrecasteaux-Gruppe nördlich der Südostküste entdeckt, an der Nordküste 25 Meilen nordwestlich vom Ostkap die hervorragendsten Punkte aufgenommen und die Schouten-Inseln gesehen hatte. Ihm folgte 1819 sein Landsmann Freycinet, der Waigiu und die nordwestlich davon gelegenen Inseln berührte.

Außer Forrest's Berichten hatten diese Reisen keine wesentlichen Bereicherungen für die Erdkunde eingetragen. Erst die Reise der Korvette „Coquille“ unter dem Franzosen Duperrey, welcher 1822—1825 Doreh und die Schouten-Inseln besuchte und die Nordküste befuhr, zeichnete sich in dieser Hinsicht aus. Sowohl die geographischen Aufnahmen als die zoologischen und botanischen Mitteilungen der beiden ausgezeichneten Naturforscher Lesson und Garnot machen diese Fahrt zu einer der wichtigsten für unsere Kenntnis des Landes. Das Jahr 1824 brachte für Neuguinea die erste politische Aktion, indem die Insel durch Vertrag zwischen Holland und England nominell geteilt und der 141. Längengrad als Ostgrenze des holländischen Teils festgestellt ward. Sodann nahmen im Jahre 1826 die Holländer ihre Forschungen wieder auf und Kapitän Kolff landete mit der Brigg „Dourga“ an der Südküste gegenüber Ceram, untersuchte auch das Gestade weiter östlich bis zur (später benannten) Prinz-

Frederik-Hendrik-Insel und entdeckte nördlich vom falschen Kap den vermeintlichen Dourgafluß. Die berühmte Reise des Franzosen Dumont d'Urville (1826—1829) mit der „Astrolabe“ führte diesen 1827 nach Doreh, wo er sich 11 Tage aufhielt; dann untersuchte er die Insel Tappen näher, sah die Schouten-Inseln, die er „Iles de traitres“ („Verräter-Inseln“) taufte, und besuchte die schon mehrmals besuchte große Bai der Nordküste dicht westlich des 141. Längengrades, der er den Namen Humboldt-Bai gab; auch das Kap Bonpland verdankt ihm seine Benennung; die zoologische Ausbeute dieser Fahrt durch Duroy und Gaynard, die bereits Freycinet begleitet hatten, brachte reichen Ertrag.

Der holländischen Besitzerklärung folgte endlich 1828 das Bestreben seitens der holländisch-ostindischen Kompanie, Neuguinea zu kolonisieren. Zu diesem Zweck wurden die Schiffe „Triton“ und „Fris“ unter Steenboom und Modera ausgesandt und ward ein Fort, das man Merkus benannte, beim Hafen Dubus am westlichen Ufer der Tritons-Bai (unter $3^{\circ}45'$ n. Br. und $134^{\circ}15'$ östl. L.) nächst dem Lamantsierberge erbaut. Behufs wissenschaftlicher Forschungen war die Expedition von den in holländischen Diensten stehenden deutschen Naturforschern Salomon Müller, Macklot und Zippelius sowie von den Zeichnern van Raalten und van Dort begleitet, welche letztere die ersten authentischen Bilder aus Neuguinea lieferten. Man besuchte die Küste im Osten von Kap Buru, und Müller will im Innern schneebedeckte Gebirge gesehen haben. Neben reichem wissenschaftlichem Gewinn veranlaßte diese Unternehmung eine regelmäßige Schiffsverkehrsverbindung zwischen dem Fort und Amboina, da die Kolonisten in ihren Bedürfnissen auf die Mutterkolonie angewiesen waren und verschaffte so eine bessere Bekanntschaft mit der Westküste. Leutnant van Langenberg-Kool unternahm 1835 eine Fahrt auf dem vermeintlichen Dourgafluß, fand, daß dieses 4—10 Faden tiefe Gewässer nördlich mit dem Meere in Verbindung stehe, also kein Fluß, sondern ein Meeresarm sei, den

er Prinzess-Mariannen-Straße taufte; das durch dieselbe von der Hauptinsel abgetrennte Eiland ward Prinz-Frederik-Hendrik-Insel geheißen.

Die Niederlassung bestand aus einigen Hütten innerhalb einer Palissade. Aber sie hatte nur kurze Lebensdauer, da das schwüle Klima der zwar prächtigen Bai und die weiten Strecken von Schlammablagerungen und Sümpfen zahlreiche Opfer an Menschenleben forderten und die Erhaltung außerdem mit hohen Kosten verknüpft war. Die einzige Thätigkeit der Holländer bestand in der Ausrodung des Urwaldes, wodurch man gerade die Bösartigkeit der Luft vermehrte. Die Versuche, Zutritt zu den Anwohnern zu erlangen, waren vergeblich. So wurde die „Kolonie“ schon 1835 aufgegeben und mit ihr endete auch der Dampferverkehr zwischen Amboina und Neuguinea.

Schon Dumont d'Urville, der 1839 eine Südpol-Expedition unternahm, die Süd- und Südwestküste besuhr und auf den Inseln Udi, Udumea und Sibuna-Bessi landete, fand, als er am 21. April genannten Jahres den Hafen Dubus besuchte, von dem Fort Merkus fast keine Spur mehr. Er selbst erforschte einen großen Teil der Mariannenstraße, und die Naturforscher seiner Expedition Jacquinot und Hombron verfolgten die Tritons-Bai bis an ihr Ende. D'Urville gelang es, die Eingeborenen zu gewinnen. Wiederum bereicherte seine Reise unsere Kenntnis der neuguineischen Tierwelt. Im folgenden Jahre besuchte der Engländer Belcher die Nordküste.

Nun richtete sich die Forschungsthätigkeit mehr auf den Süden und Südosten. Die Unternehmungen der Briten auf der nordaustralischen Küste und den davor gelegenen Inseln führten dieselben auch nach Neuguinea. Der britische Kapitän Blackwood bereiste mit dem Naturforscher Zukes 1843—45 den Papuagolf und entdeckte die Mündungen der Flüsse Fly und Mird, sicherte die Umrisse der von dort befahrenen Küsten, und Leutnant Yule entdeckte 1846 die Insel und den Berg, welche nach ihm benannt sind. Kapitän Owen Stanley bereiste mit

dem Naturforscher Macgillivray 1846—50 im „Kattelsnate“ die Südostküste und erforschte den von Bougainville benannten Archipel der Louisiade, wodurch namentlich eine Menge neuer Tiere bekannt wurde. Für die Erdkunde hatten diese Fahrten durch die Entdeckung des Owen-Stanley-Gebirges (das sich bis 13 000 engl. Fuß erheben soll), der Macgillivray-Kette und des Flusses Manumanu Erfolge.

Der Mißerfolg der Holländer an der Tritons-Bai ließ dieselben 15 Jahre lang von jeder Unternehmung auf Neuguinea absehen. Erst 1849 sandeten sie das Schifi „Die Cirie“ unter G. J. De Bruijn-Kops zur Erforschung der Nordküste aus, der über Doreh nach den Inseln Biaf, Mysore, Kun, Zappen und Anfus segelte, die Küsten der Geelvink-Bai aufnahm und an der Nordküste bis zum Chklopgebirge gelangte. Ein Jahr darauf bereiste der Holländer de la Rivière die Westküste und 1852 besuchte die niederländische Fregatte „Prinz Hendrik der Niederlanden“ Neuguinea.

Im Jahre 1855 zog auch die Mission unsere Insel in den Bereich ihrer Thätigkeit und die Priester Ottow und Geißler setzten sich in Doreh fest, wo sie trotz der Erfolglosigkeit ihres Aufenthalts mutig ausharrten.

Das Interesse für den neuguineischen Besitz, seine wissenschaftliche Erschließung und Prüfung der Kolonisationsfähigkeit steigerte sich in den Niederlanden mehr und mehr und eine Frucht dieser Aufmerksamkeit war die Expedition des Kriegsdampfers „Etna“ vom Jahre 1858. Einen Platz für eine Niederlassung fand man nicht, aber das wissenschaftliche Resultat der Reise, das den Forschern Croockewit und Rosenberg zu danken ist, besonders die Ausbeute im Bereiche der Völkerkunde überragte weit das der vorausgegangenen. An der Südwestküste wurde die Insel Udi besucht, der in den Kamraobusen mündende Karusafluß 5 Stunden aufwärts befahren, die Baien von Kamrao, Arguni, Kaimani und die Speelmans- und Tritons-Bai aufgenommen. Nach dem Besuch der Lakahia-Bai und Lakahia-Insel ward die

Etna-Bai entdeckt, worauf das Schiff über Salwatti nach Doreh segelte, wo vom 24. April bis 16. Juni gearbeitet wurde. Einige Expeditionsteilnehmer machten von hier aus einen Marsch in das Arfatgebirge — die ersten Europäer, die das eigentliche Innere der Insel betraten. Sodann wurde die Forschung auf die Nordküste ausgedehnt; man fand auf dem Wege nach der Humboldt-Bai und in dieser große Pfahldörfer (Tobadi, Todus, Wawa) und die in der Steinzeit lebenden Eingeborenen zwar anfangs mißtrauisch, doch dann von freundlichem Verhalten.

Länger als die „Etna“ in Doreh verweilte, hielt sich ein einzelner Engländer, der Naturforscher Ruffel Wallace 1858 (April bis Juli) in diesem Hafen auf. Trotz anhaltender Krankheit hat er wertvolle Ergebnisse erzielt. Er ist es, der die ersten lebenden Paradiesvögel nach Europa gebracht hat. Die Thätigkeit der beiden Missionare errang zwar nicht in Hinsicht auf die Befehrung der Neuguineer, dagegen aber für die ethnologische Kenntnis von denselben einen bedeutenden Erfolg. Sie erlernten die Sprache der Doreh benachbarten Papuas und 1860 wurde das erste Buch in derselben, ein zu Makassar gedrucktes Gesang- und Lesebuch, herausgegeben. Zu ihnen gesellte sich ein dritter Glaubensbote, Säserich, und an Stelle des einer Krankheit erlegenen Ottow trat van Hasselt.

Eine siebente Nation trat mit dem Jahre 1861 in der Reihe der Neuguinea-Forscher, indem der Italiener G. Emilio Cerruti seine erste Reise nach der Mac Cluer-Bai und Udi ausführte. Der deutsche Naturforscher Bernstein verweilte auf seiner Reise nach den Ubi-Inseln am 23. Jannat 1862 mehrere Stunden auf der Malialgan-Insel. Die „Etna“-Expedition hatte die Beziehungen zwischen den Niederlanden und West-Guinea wieder gefestigt, so daß von da ab von Zeit zu Zeit niederländische Regierungskommissare (Kontrolleure) Inspektionsreisen nach dem Westen unternahmen. So landete Banda 1863 bei Udi und berührte Karufa, und besuchte Goldmann Waigiu, Geby, die Fow, Zobi, Sanafi, Mysore, Bultig, Longue-Insel und Doreh,

wo er in den Dörfern Miambouri, Soefabie und Rhodie den Eingeborenen im Falle des Ungehorsams gegen die Missionare die Strafen der holländischen Regierung in Aussicht stellte.

Eine zweite Reise führte Bernstein 1864 nach Neuguinea. Im August besuchte er die Inseln Batjan und Wiri; dann begab er sich nach Salwatti und unternahm wissenschaftliche Exkursionen nach der Küste der Hauptinsel und den Inseln Dohm und Sorong. Wohl hätte dieser Forscher unsere Kenntnis der Fauna wesentlich bereichert, wenn ihn nicht ein früher Tod der Wissenschaft entrißen hätte.

Wiederum trat die Frage der Kolonisation Neuguineas in den Vordergrund, als man 1866 in den Thongefäßen der Eingeborenen Spuren von Gold entdeckt haben wollte. Zwei Aktiengesellschaften, (zu Melbourne und Ballarat in Australien) wurden rasch gegründet, lösten sich aber bald wieder auf. Im Jahre 1869 berührte Kapitän J. Delargy von der Torresstraße aus die Südwestküste und traf friedliche Eingeborene.

Der Deutsche Rosenberg landete am 1. Januar 1869 in Doreh, begab sich nach den Schouten-Inseln, Tappen, und anderen kleinen Inseln und zur selben Zeit des nächsten Jahres kam er abermals von Irnate aus nach Doreh, von wo aus er durch seine Leute im Urskogelgebirge naturwissenschaftliche Sammlungen anstellen ließ.

Auch H. M. Chester, der die Reisen der australischen Engländer nach und in Neuguinea beginnt und 1870 durch die Torresstraße nach der Südwestküste fuhr, fand friedliche Eingeborene, bei denen er sich eine Woche lang aufhalten konnte. Zur derselben Zeit besuchte Gerruti auf einer zweiten Reise die Mac Cluer-Bai, Adi und die Mac Karel- oder Alexandra-Bai und ebenfalls 1870 fuhr Andrew Edgar mit einem australischen Schiffe 200 englische Meilen weit in die Astrolobe-Bai (Nordküste) hinein, ohne jedoch deren Ende zu gewinnen. Der holländische Beamte van der Crab fuhr 1871 nach Gebe, dem Mac Cluer-Golf, Salwatti und läng der Nordküste bis zur Humboldt-Bai;

ihn begleitete der Botaniker Teismann, welcher über die Pflanzenwelt der Insel wichtige Resultate erlangte.

Hohes Verdienst hat sich ein junger russischer Naturforscher um die Erforschung Neuguineas erworben, der nun die Insel betrat. Nicolaus,, von Miklucho-Maclay landete im September 1871 in der Astrolabe-Bai. Er blieb zunächst bis Ende Dezember 1872, erwarb sich das Zutrauen der anfangs scheuen Küstenbewohner und sein Aufenthalt lieferte besonders ethnographische und zoologische Ernte. Er stieß in ersterer Hinsicht manche bis dahin gangbare Ansicht um.

Das Jahr 1871 war überhaupt ein bedeutsames für die Aufschließung unserer Insel; es bezeichnet den Beginn einer zweiten Missionsthätigkeit, da jetzt die englische Missionsgesellschaft ihren Fuß auf den Südosten setzte. Zuvörderst übersiedelte sie polynesiische Lehrer von den Tonga-Inseln auf die in der Torresstraße gelegenen Gilande Darnley, Tauan, Saibai und Tud und die Rekognoszierungsfahrten der Missionsvorsteher förderten die Kunde von den benachbarten Küsten N. W. Murray, S. Mac Farlane mit Kapitän Paget besuchten die Yule-Insel und die Redscar-Bai und trafen auf friedliebende, hellfarbige Bewohnererschaft. Von neuem nahmen seit 1872 Italiener an der Erforschung der Insel teil, indem der Zoologe Luigi Maria d'Albertis und der Botaniker Beccari im Hafen Kulokadi an der Südwestküste landeten. Sie besuchten die Inseln Faor und Karas, befuhren die Küste bis nach der Insel Sorong, auf der sie sich mehrere Monate aufhielten. D'Albertis gelang es im September, von Andai an der Westküste der Geelvink-Bai aus 30 Kilometer weit in das Arfatgebirge vorzudringen, das er von wahrscheinlich vulkanischer Natur und mit dichtem Urwald bedeckt fand. Er verweilte einen Monat in dem 1000 Meter hoch gelegenen Dorfe Hattan und brachte viele bis dahin unbekannte Vogelarten zurück. Der niederländische Resident von Timor J. G. Coorengel besuchte 1872 auf seiner Inspektionsreise Misool, die Halbinsel Onin, Salwatti und die Nordküste bis Doreh; in dem

Versuch, den östlich der Geelvink-Bai mündenden Amberno oder Rochussenfluß zu untersuchen, hinderte ihn eine Krankheit unter seiner Mannschaft. Die englischen Missionare Murray und Wyatt Gill unternahmen im November 1872 mit Kapitän Webisdale eine Reise nach der Rescar-Bai, besahen den Manu-manu eine Strecke weit aufwärts und stellten fest, daß seine Ufer außerhalb des Mangrovegürtels mit Nigapalmen bestanden seien. Sie fanden hellfarbige friedliche, Bevölkerung. Die gegenteilige Erfahrung machte schon einen Monat darauf der Hamburger Kapitän Redlich beim Craberafluß in der Gegend der Mac Cluer-Bai, der 18 Matrosen durch die Grausamkeit der Eingeborenen verlor.

Große Erfolge unter den neueren Neuguinea-Forschern erzielte der englische Kapitän und nunmehrige Admiral Moresby der 1871—73 in Begleitung des Kapitäns Mourilyan mit dem „Basilisk“ Neuguinea mehrmals besuchte und ganz umsegelte. Seinen scharfen Beobachtungen und anziehenden Schilderungen verdankt die Insel die Vermehrung des Interesses für sie in Europa. Er durchforschte eingehend die Torresstraße und machte die Südostumriffe Neuguineas endgiltig klar, indem er die größeren Inseln Hayter, Basilisk und Moresby und verschiedene kleinere als selbständige Landstücke festlegte. Bis dahin hatten die Schiffe das Südostende der Insel aus Besorgnis vor der gefährlichen Louisiade in einem Bogen von 240 Seemeilen vermieden. Moresby stellte fest, daß die dicht am Ostkap hinlaufende Fahrt, den Weg von Australien nach China bedeutend kürze und nannte deshalb den zwischen Ostkap und Hayter-Insel gelegenen Meeresarm, ein riffsloses, 2 geographische Meilen breites Wasser, Chinastraße. Im Osten des Paquagolfes wurden Hall-Sund, weiter die Häfen Moresby und Fairfax entdeckt, ferner erwiesen, daß die Südosthalbinsel Neuguineas 40 Seemeilen länger sei, als ihre Ausdehnung bis dahin nach den Karten betrug und daß sie in zwei Halbinseln ausläuft, die durch die große Milue-Bai getrennt sind.

Um dieselbe Zeit des Folgejahres forschte wiederum ein Deutscher, Adolf Bernhard Meyer im Westen der Insel. Er kam im März von Ternate aus nach Doreh, besuchte die Inseln im Norden der Geelvinkbai, bereifte deren Ost- und Südküste und überschritt den Isthmus zwischen ihr und der Mac Cluer-Bai. Meyer ist also der erste wissenschaftliche Reisende, welcher die Insel, allerdings an ihrer schmalsten Stelle, von der einen Küste bis zur gegenüberliegenden durchquert hat. Wir verdanken dieser Reise genaue topographische Aufnahmen, die Kunde von fruchtbarem, dicht bewohnten Land und scharfe Beobachtungen an Tieren und Menschen.

Im Jahre 1875 lief die englische Weltextpedition des „Challenger“ die Humboldt-Bai an und bestätigte die ethnographischen Ergebnisse der „Etna“-Expedition. Post Moresby, 1873 entdeckt, wurde schon Ende 1874 von der Londoner Missionsgesellschaft zum Sitz eines Missionats erkoren; Lawes, der es einrichtete, fand freundliche Eingeborene und bald gelang es ihm, zwischen den Dörfern Anuapata und Elevara eine Kapelle, die erste auf Neuguinea, zu errichten. Zur selben Zeit verweilte MacLay einige Monate in der Landschaft Kowiai an der Südküste von Onin und nahm Moresby ein Teil der Nordostküste auf. Den ausgesprochenen Zweck, ins Innere einzudringen hatte d'Albertis' Reise, die er im März 1875 von Somerset in Nordaustralien aus, mit Tomasinelli zunächst nach der Insel Yule an der Südküste unternahm; über das Land, deren Bevölkerung er zwar auf der Steinzeit befindlich, aber mit dem Ackerbau vertraut antraf, brachte er die Nachricht, daß es mit Eufalyptuswäldern bedeckt sei, die mit Paradiesvögeln und Kängurus bevölkert sind. Erfolgreich war auch die Reise des Engländers William Macleay, der, begleitet von dem Amerikaner James, 1875 die Torresstraße besuchte, den Fluß Kattam 8—9 englische Meilen stromaufwärts besuhr und sumpfiges Land sowie Bewohner von dunkler Hautfärbung fand; auch der Ethel wurde 10—12 englische Meilen weit ins Innere befahren. Beccari er-

forschte in demselben Jahre die Urru- und Key-Inseln und die Gebirgslandschaften östlich von Sorong, erstieg sodann die Urfatberge bis zu 2200 Meter Höhe und hielt sich in Sattan längere Zeit auf. Die Bedeutung seiner Forschungen ruht in den reichen Sammlungen, die er aus den unbekanntem Berglandschaften mitbrachte; er hält das Urfatgebirge für höher als 3000 Meter.

Das letzte Jahrzehnt ist eine Periode der willkommensten Erfolge für unsere Insel und wir heben aus der langen Reihe von Reisen die wichtigsten heraus. Im August 1875 untersuchte der Missionär Mac Farlane begleitet von D. E. Stone und Runcie den an der Südküste unter $142^{\circ} 11'$ östl. L. gegenüber der Insel Boigu mündenden Fluß Mai-Kassa mit dem Missionsdampfer „Ellengowan“. Man fand ebenes Uferland, 6 Meilen oberhalb des Ausflusses einen fast $\frac{1}{2}$ Meile breiten Nebenfluß und 2 Meilen weiter oben einen weiteren von ungefähr der Hälfte dieser Breite; 17 Meilen weiter wandte sich der Fluß nach Westen; 39 Meilen weiter fand man die Vereinigung zweier Flußläufe, die den Mai-Kassa bilden; die Forscher befuhren in einem Boote den nordwestlichen Arm, bis Baumstämme den Fluß an einer Stelle verlegten, wo er noch 30 Fuß Breite und 2 Faden Tiefe hatte. Nur einen Eingeborenen und drei Hütten bemerkte man auf der ganzen Fahrt in der sumpfigen Ufergegend. Der Mai-Kassa wurde Baxter getauft. Dasselbe Schiff brachte Stone mit Hargrave, Petterd und Broadbent im Oktober 1875 nach der Yule-Insel, Redscar-Bai und nach Anuapata bei Port Moresby, wo Stone Studien über den Stamm der Motu anstellte und den Larokifluß entdeckte, den er für den Oberlauf des Manu hielt. Er drang ins Innere vor, erblickte die Astrolabeberge und fand in Spifari bereits Bergbewohner. Eine weitere Tour führte ihn 25 Meilen weit in das Hinterland; reich war der naturwissenschaftliche Ertrag seiner Ausflüge.

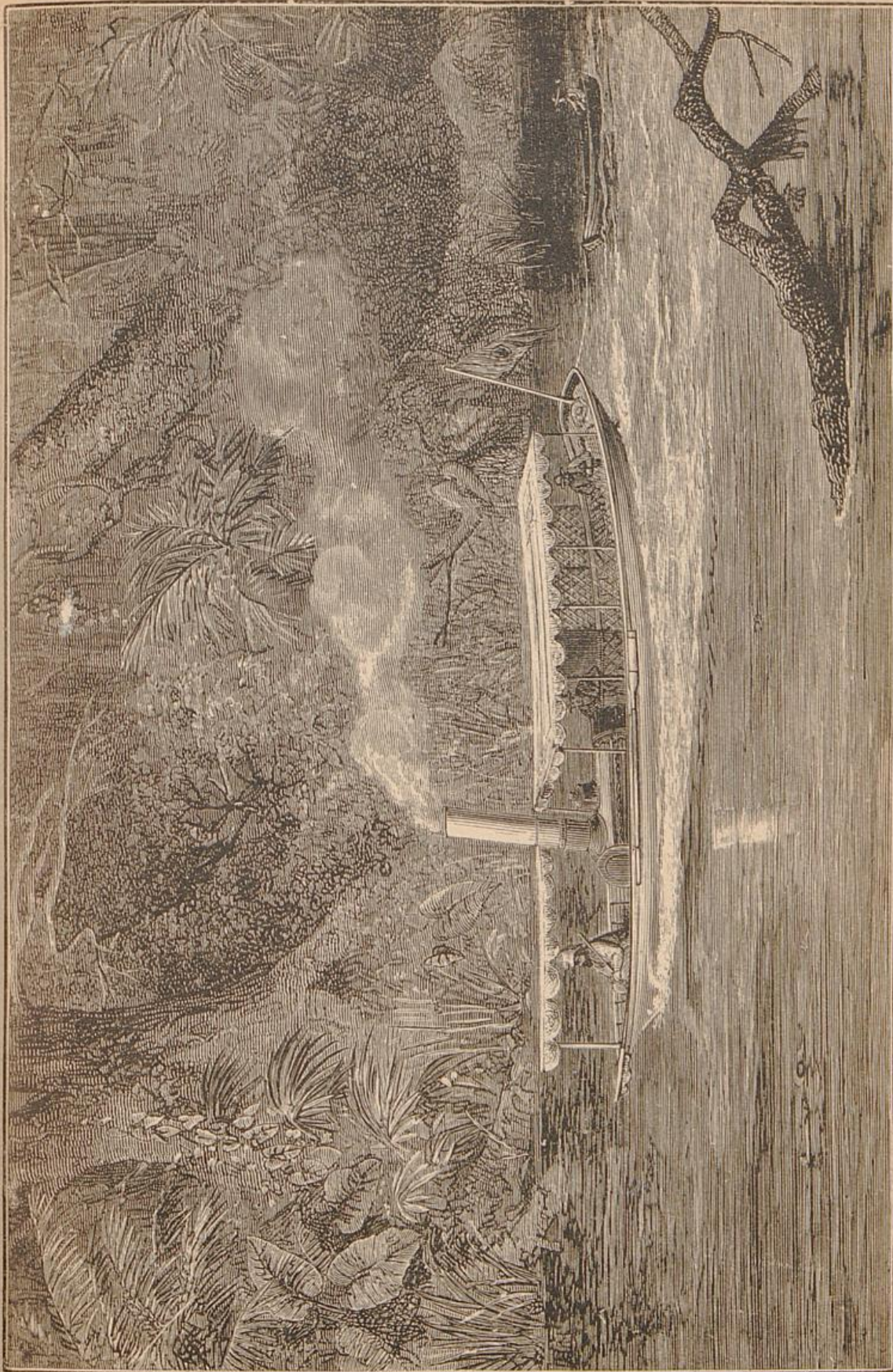
Gegen Ende des Jahres vereinigten sich nun die beiden erprobten Neuguinea-Reisenden Mac Farlane und d'Albertis zu gemeinsamer Unternehmung. Sie richteten ihr Augenmerk auf

den Fly, entdeckten, begleitet von Chester, in seinem weiten Delta viele große und kleine Inseln und befuhren den Fluß 100 englische Meilen weit aufwärts; die Ufer fand man tropisch bewaldet, die Anwohner von heller Farbe, teils freundlich, teils feindselig. Schon im Juni 1875 hatte die deutsche Korvette „Gazelle“ unter dem damaligen Kapitän und nunmehrigen Kontradmiraal v. Schleinitz auf ihrer Weltfahrt die Mac Cluer-Bai und die Gallewostraße besucht, wobei die oberflächlichen Karten dieser Gegend berichtigt und die Südküste der Bai, an der man 2 gute Häfen fand, vermessen wurden. Die holländische Inspektionsfahrt von 1875 und 1876 unternahmen van Hemert und Swaan, welche die Westufer der Geelvink-Bai, die Nordküste von Sappen, die westlich der Humboldt-Bai liegende Sadipi-Bai und die Landschaft Kowiai an der Südküste von Onin aufnahmen.

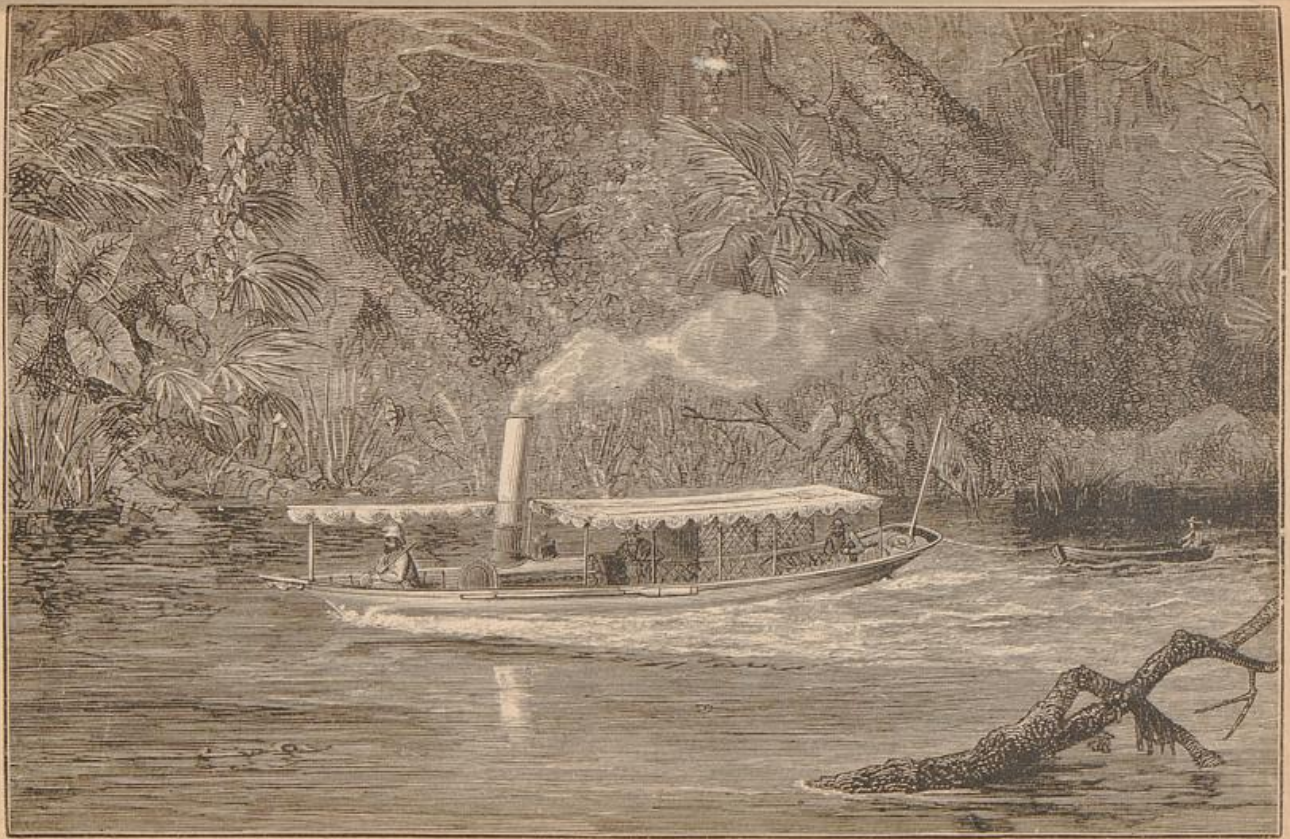
Eine Reise zur Auffuchung von zur Mission geeigneten Plätzen führte Mac Farlane in den Monaten März bis Mai 1876 die Südküste von der Yule-Insel bis zur Chinastraße entlang: er entdeckte mehrere kleine Inseln, Flüsse und Buchten.

Abgesehen von der Baxter-Fahrt waren sämtliche bisherige Forschungsreisen doch nur wenige Meilen über die Küste hinausgekommen.

Eine glänzende Ausnahme und unstreitig die bedeutendste Neu-guinea-Reise ist die des verdienten d'Albertis, die er in der „Neva“ mit L. Hargrave hauptsächlich auf Kosten der Kolonialregierung von Neu-Südwaales im Mai und Juni 1876 auf dem Fly ausführte. Bald hinter der Stelle, bis zu der d'Albertis im vorausgegangenen Jahre mit Mac Farlane gelangt war, trat zu beiden Seiten des südwestlich strömenden Flusses eine grasreiche Ebene, die später wieder bewaldeten Ufern Platz machte. Unter $140^{\circ}50'$ östl. L. entdeckte man einen westlichen Nebenfluß, den Alice-River; 450 Meilen oberhalb unter $5^{\circ}30'$ s. Br. und $141^{\circ}30'$ östl. L. der Mündung des Fly nötigten Stromschnellen zur Umkehr. D'Albertis erblickte das Zentralgebirge der Insel, das er nach seinem König Viktor-Emanuelberge nannte und von dem er



Die „Kewa“ auf dem Fly.



Die „Neva“ auf dem Flj.

nicht mehr weit entfernt war. Ein Versuch, den erwähnten Nebenfluß zu befahren, gelang nicht. Die Eingeborenen im Innern waren von lichter Hautfarbe und glichen denen des Halljundes; sie benahmen sich feindselig aber feige. Das Zentrum der Insel war durch diese Fahrt erreicht, ja sogar noch etwas überschritten.

Von August 1876 bis November 1877 wohnte Miklucho-Maclay, der sich die Untersuchung der Papuas zur Lebensaufgabe gemacht hatte, zum zweitenmal an der Astrolabe-Bai; er hatte sich ein Häuschen aus Singapore mitgebracht, das er $\frac{1}{2}$ Meile von Port Konstantin auf der Landzunge von Bugarlom aufstellte. Er führte Ausflüge ins Innere bis ins Gebirge hinein aus und bereiste die Küste von Bugarlom aus etwa 180 Meilen von Kap Croasille bis Kap Teljätä.

Die Reise, welche der holländische Kapitän Hartog 1876 in seinem Dampfer „Egerton“ nach der Mac Cluer-Bai ausführte, hatte den Erfolg, daß er von 1877 an eine regelmäßige Dampferverbindung zwischen Lomboek, Amboina, Banda, Ceram-Laut, Neuguinea, den Arru- und Key-Inseln, Timor, Rotti, Sawu und Sumbava einrichtete. In den letzten Monaten des Jahres 1876 hielt sich der Naturforscher Goldie in der Nähe von Port Moresby auf, wo er von kleinen Flüssen durchzogenes Grasland fand. Während in den ersten Monaten des nächsten Jahres der Zoologe A. Raffray mit Maindron im Auftrage des französischen Ministers für den öffentlichen Unterricht die Inseln Mafor und Misor in der Geelvink-Bai und die Küste von Amberbaki bis Andai besuchte und reiche Sammlungen anlegte, verweilten und sammelten an anderen Stellen der Nordwestküste der Franzose Leon Laglaize und der Niederländer Bruijn.

In den Jahren 1875 bis 1879 besuchte der Engländer Wilfred Powell öfters die Nordostküste. Er gelangte ungefähr 20 geographische Meilen landeinwärts und traf auf fruchtbares, angebautes, in Terrassen ansteigendes Land.

D'Albertis unternahm 1877 mit Preston in der „Nema“ noch eine Fly-Fahrt, die jedoch keine neuen Resultate brachte,

da ihn die Feindseligkeiten der Eingeborenen und niedriger Wasserstand einige Meilen südlich des 1876 erreichten fernsten Punktes zur Rückkehr zwangen. In demselben Jahre war auch Mac Farlane wieder thätig; er unternahm von der Missionsstation Kererapunu bei Port Moresby aus längs des Salokiflusses Touren in das Innere, wobei er schwach bevölkertes, aber gut angebautes, meist mit Gras und Gummibäumen bewachsenes Land vorfand. Bald nach dieser Expedition schickte sich Chester in Begleitung seines Sohnes und der Engländer Jardine, Summers, Penneyfather und Wilkie zu einer Befahrung des Baxter an, welche bis 12 Meilen oberhalb des 1875 mit dem „Ellengowan“ erreichten Punktes glückte. Dort fand man den Fluß 180 Fuß breit.

Wieder einmal war der Goldhunger die Veranlassung, daß Neuguinea erhöhte Aufmerksamkeit zugewendet wurde. Lawes und Goldie hatten 1877 goldhaltige Quarze und einiges Alluvialgold gefunden und Proben nach Sydney geschickt, wo sich dann sofort eine Anzahl Gieriger fand, welche die Schätze zu heben trachteten. Sie reisten im März 1878 nach Port Moresby, von wo sie mit Packpferden ins Innere zogen, den Salokifluß überschritten und den Goldiefluß, den rechten Nebenfluß des Saloki, bis 35 Meilen von ihrem Ausgangsort verfolgten. Die Beschwerden waren unsäglich, die Erfolge unbedeutend. Die Eingeborenen betrogen sich infolge des teilweise schändlichen Gebahrens der Goldsucher feindselig. In das Jahr 1878 fällt auch die Missionsfahrt, welche Chalmers mit Kapitän Durfield an der Südküste unternahm, wobei mehrere Buchten, Häfen und Flüsse entdeckt und 200 Dörfer besucht wurden, von denen 90 niemals bis dahin einen Weißen erblickt hatten. Goldie verließ 1879 nach 18monatlichem Aufenthalte und mit reichhaltigen Sammlungen Neuguinea. In das Frühjahr 1879 fällt der Beginn einer dritten Reise Macclays nach Neuguinea, die ihn an die Tritonsbai führte; er fand unvermischte Papuas, überschritt eine Bergkette von 1200 Fuß Höhe und entdeckte den langen,

schmalen Bergsee Kanaka-Ballar. Die Eingeborenen verhielten sich durchaus feindlich. Zum vierten Male besuchte der verdiente Gelehrte unsere Insel nun an der Südspitze, um nach der von den Missionaren dort angetroffenen lichtfarbigen Rasse zu forschen; er glaubt, ein Gemisch von Papuas und Polynesiern gefunden zu haben. Die holländischen Refognoszierungsfahrten von 1879—81 besorgte der Kontrolleur J. van Oldenborgh. Die erfolgreichste war die vom 30. Dezember 1880 bis 21. Januar 1881 unternommene, welche den zwischen dem östlichsten Punkte des niederländischen Gebiets (141° östl. L.) und der Prinz-Hendrik-Insel liegenden Teil der Südküste aufnahm und manchen Irrtum der bisherigen Karten berichtigte. Ein fünftes Mal besuchte Miklucho-Maclay Neuguinea im Jahre 1881. Er verweilte an der südlichen Küste, um einige seiner früheren Beobachtungen zu vervollständigen. Der deutsche Naturforscher und wohlbekannte Reisende Otto Finsch landete 1882 in Port Moresby und machte einen Ausflug nach der Keppel-Bai. Mit 20 Trägern begab er sich sodann nach dem Laloki, in dessen Nähe er sich niederließ, „Humboldtsheim“, ein einfaches Haus, errichtete und von hier Sammelreisen nach dem Goldie unternahm. Sein Aufenthalt, höchst ergiebig in naturwissenschaftlicher Beziehung, dauerte 5 Monate. Die übliche holländische Reise wurde 1882 von van Berekel und 1883 von Monod de Froideville und Boreel ausgeführt. In den letzten Jahren hatte sich in der Geelvink-Bai auch die Berliner Missionsgesellschaft niedergelassen und zu Doreh, Anjus und auf der Insel Tappen das holländische Handelshaus Bruijn & Duivenbode Faktoreien eröffnet.

Neue Reisende entsandte im Jahre 1883 Australien. Der „Argus“, eine der bedeutendsten Zeitungen Melbourne's, rüstete unter Führung von W. E. Armit, dem sich Professor Denton mit zwei Söhnen zugesellte, eine Expedition, die am 14. Juli 1883 von der Südküste Neuguineas in nordöstlicher Richtung abging, von Sogeri ab südöstliche Richtung einschlug, dann aber durch Dentons Tod zur Umkehr gezwungen wurde. Der fernste erreichte

Punkt war unter $9^{\circ}35'$ südl. Br. und $147^{\circ}38'$ östl. L., der höchste (553 Meter) die Wasserscheide zwischen dem Laloki und den Quellflüssen des Kemp Welsh. Die Zeitung „Age“ entsandte in demselben Monate den berühmten Fußgänger G. E. Morrison, der eben von einer Wanderung durch das australische Festland zurückgekehrt war. Er verließ mit Packpferden Port Moresby am 21. Juli 1883, kam durch dichtbevölkertes Land, gelangte an den Goldiefluß, wurde aber bei Varigadi von den Eingeborenen angegriffen und mußte den Rückzug antreten. Im Oktober des genannten Jahres reiste der Missionar Chalmers nach dem Lande im Westen der Maclatschi-Landspitze an der Westseite des Papua-golfes und unternahm von hier aus mehrere Ausflüge nach Westen; er fand Eingeborene, die zwar ihre Feinde verzehren, aber doch gutmütig und gastfreundlich sind, in Pfahlbauten wohnen — die ganze Gegend erwies sich als Sumpfland — und sogar ihre Gärten auf Dielen anlegen, die 10 Fuß über dem Boden erhöht stehen. Die drei großen dort mündenden Flüsse hält Chalmers für Arme des Fly. Die letzte Reise des Jahres 1883 unternahm Robert Drew aus Sydney, der 30 englische Meilen westlich vom Mai-Kassa einen bedeutenden Fluß, den er 25 Meilen stromauf besuhr und Chester benannte sowie die Insel Discovery entdeckte. Die Forschungen des Jahres 1884 begannen in demselben Küstenstrich und wieder war es die „Age“ welche sich verdient machte. Kapitän Strahan besuhr den Mai-Kassa 120 Meilen nach Norden, entdeckte mehrere größere Zuflüsse, stieß aber auf feindliche Bevölkerung, die ihn zu einem eiligen und gefährvollen Rückzuge nach der Küste nötigte.

Der Resident von Ternate D. J. van Braam Morris fuhr vom 11. Juli bis 5. August 1884 längs der Nordküste bis zum Amberno (Mamberan oder Kochussen). Hierauf besuhr er diesen Fluß stromaufwärts, bis unter $2^{\circ}20'$ s. Br. die Fahrt wegen der reißenden Strömung aufgegeben werden mußte und brachte als wichtigstes Reiseergebnis die Aufnahme dieser Flußstrecke zurück.

Während die Niederlande sich um den Westen Neuguineas verdient machten, Australien sein Interesse dem Süden zuwandte, hatte die deutsche Besitzergreifung zunächst den Erfolg, den Norden und Nordosten bekannter zu machen. Otto Finsch hat in Zeit vom 7. Oktober 1884 bis zum 28. Mai 1885 mit dem von Kapitän Dallmann geführten Dampfer „Samoa“ 5 Reisen ausgeführt. Auf der ersten wurden der Prinz-Heinrichshafen und der Friedrich-Wilhelmshafen in der Astrolabe-Bai sowie die Bismarck-Kette entdeckt und die Küste nördlich bis zur Dampier-Insel, östlich bis Kap Fortification verfolgt, wobei die englischen Admiralitätskarten vielfach berichtigt wurden. Die zweite Reise war der Untersuchung des Huongolfes gewidmet und wurden der Adolf- und der Finschhafen aufgefunden. Die dritte Fahrt bewegte sich an der Südostküste von Neuguinea, wo die Strecke vom Ost-Kap bis zur Bentley-Bai untersucht wurde. Auf der vierten Reise untersuchte Finsch die Küste vom Ostkap bis zur Chads-Bai und auf der fünften die Strecke zwischen Astrolabe- und Humboldt-Bai. Letztere Reise war bei weitem die ergebnisreichste, da es gelang, eine Reihe von Flüssen, darunter den großen Kaiserin-Augustafluß sowie mehrere Häfen zu entdecken. Finsch und Dallmann sind die ersten Reisenden, welche diesen Küstenstrich in seiner ganzen Länge befuhren und zahlreich waren die Kartenberichtigungen, die vorgenommen werden konnten.

Die Refognoszierungsfahrt der Korvette „Elisabeth“ vom 17. bis 20. November 1884 hatte für die Geographie das Ergebnis, daß der Friedrich-Wilhelmshafen vermessen und kartiert wurde, während mit dem Kanonenboot „Hyäne“ gelegentlich der Fahrt vom 23. bis 27. November 1884 das Gleiche mit Finschhafen vorgenommen ward.

Die zweite größere Unternehmung in dem deutschen Gebiet unserer Insel, eine Expedition von 6 Gelehrten unter Leitung von D. Schrader wird einen guten Teil des Jahres 1886 ausfüllen.

* * *

Noch im Jahre 1875, zu einer Zeit, wo die Ergebnisse von Miklucho-Maclays erstem Aufenthalte noch nicht genügend bekannt waren, hieß es in dem für die Südsee-Geographie maßgebenden Werke „Mit Telok linhu (Humboldt-Bai) hört die Kenntniss der Nordküste eigentlich auf.“ Durch Miklucho-Maclays, Howells und namentlich Finschs Forschungen hat dieser Satz seine Berechtigung verloren. Noch unbekannter als Kaiser-Wilhelms-Land war damals noch der Bismarck-Archipel.

Bis um 1700 galt die Nordküste Neubritanniens, wie wir bereits wissen, für einen Teil Neuguineas. Als die eigentlichen Entdecker Neubritanniens, Neuirlands und der benachbarten kleineren Inseln müssen Schouten und Le Maire (Juni 1616) gelten, obschon wahrscheinlich früher bereits Spanier Teile des Archipels erblickt haben. Tasman gelangte 1643, Dampier 1700 (s. oben) zu den Inseln. Carteret geriet 1767 an die Küste von Neubritannien, entdeckte, durch ein Mißgeschick zum Aufenthalt gezwungen, die Doppelteilung des Archipels, indem er den die beiden Hauptinseln trennenden und nach ihm benannten Kanal durchsegelte, und taufte die nördliche Insel Neuirland. Bougainville führte der Weg 1768, John Hunter 1791, Entrecasteaux 1792 und 1793, Duperrey 1823, Dumont d'Urville 1827, Belcher 1840, J. Hunter 1842 und Simpson 1872 in diese Gegend, ohne daß ihre spärlichen Berichte der Erd- und Völkerkunde wesentliche Bereicherung boten. In diese Zeit fällt die erste Niederlassung des hamburgischen Handelshauses J. C. Godeffroy und Sohn auf Neubritannien, die jedoch anfangs geringe Erfolge erzielte. Die Feindseligkeit der Eingeborenen gegenüber den Fremden gab zunächst die Veranlassung, daß das deutsche Kriegsschiff „Gazelle“ unter Kapitän v. Schleinitz auf seiner wissenschaftlichen Weltreise auch den Archipel von Neubritannien berührte. Erst durch sie kam Licht in diesen dunklen Winkel unserer Erde. Namentlich auf ethnographischen Gebiete waren die Reiseergebnisse der „Gazelle“ hervorragend; sie deuteten auf

eine völlig eigenartige Welt der Ideen, in der jene unbekanntem Schwarzen lebten. Mächtig war der Reiz auf die Völkerkundigen, so daß bald neue Unternehmungen folgten. Einige Inseln lief 1875 der „Challenger“ an. Von demselben Jahre beginnen die regelmäßigen Besuche hamburger Handelsschiffe und die Missionsbemühungen der Wesleyan Missionary Society. Eingehende Nachrichten brachten der englische Missionar Brown, die Deutschen Hübnert und Kleinschmidt, der Konsul Franz Hertsheim und Otto Zinsch, namentlich aber der Engländer Wilfred Powell, der uns die Früchte eines dreijährigen Aufenthalts auf den neubritannischen Inseln mitgeteilt hat.

Bei keinem andern Lande als bei Neuguinea zeigt gerade der Verlauf der Erforschung, welche große geographische Aufgaben noch der Lösung harren und in ethnographischer Hinsicht legt kein Land als der Archipel Neubritanniens eindringlicher dem Europäer die Mahnung ans Herz, da wo das dunkle Naturkind in seiner ursprünglichen Eigenart, unbelehrt und unverdorben vom Weißen ihm entgegentritt, die kurze Zeit zu nützen, die Erzeugnisse der geistigen Thätigkeit der Wilden, welcher Art sie sein mögen, zu sammeln und zu überliefern und so die Wissenschaft der Ethnologie vor einem sonst unwiederbringlichen Verlust zu bewahren. Denn wo der Weiße, sei er Missionar oder Händler, seine Segnungen den Wilden bringt, die der Reiz des Neuen und der Schein des Besseren leicht bethört, da ist es vorbei mit ihrer heimischen Gedankenwelt und ihrer nationalen Eigenkultur, die sie abgeschlossen von außen, aus sich selbst heraus entwickelt und vor einem Afters- und Bastardzustand, entartet von den alten Traditionen und unendlich weit absteigend von den neuen Forderungen, weicht die angestammte, echte Kultur. Diesem Schicksal sind die polynesischen Inseln, seitdem die Europäer ihren Fuß auf sie gesetzt, samt und sonders anheim gefallen. Und kaum ein Jahrzehnt ist verflossen, seitdem die „Gazelle“ Neubritannien und Neuirland für uns erschloß, dann zog der Handel die

Inseln in sein Netz und kam die Mission mit ihren Verheißungen und Drohungen, und heute schon geht an den Orten, wo die Insulaner mit den Weißen in Verkehr stehen, ihre psychische Originalität dem Untergang entgegen. Bald werden sie nur noch körperlich die Abkömmlinge ihrer Vorfahren sein. Hoffen wir wenigstens, daß das Innere der Inseln, bis heute noch unbetreten und unentweicht, bevor es seinem Verhängnis verfällt, einen reichen Tribut der Wissenschaft entrichtet.

Kaiser Wilhelms-Land.

Das deutsche Schutzgebiet in Neuguinea, dessen Grenzen und Flächenausdehnung wir bereits kennen, ist uns vorläufig auch nur längs seiner Küste bekannt. Ältere Seefahrer landeten entweder gar nicht oder nur an einzelnen Punkten, Miklucho-Maclay und Powell drangen nicht tief ins Innere vor, obschon letzterer 18 Monate lang an den Küsten kreuzte, und in den Reisezwecken unserer Kriegsschiffe und des Forschers Otto Finsch aus der Zeit von 1884 auf 1885 lag es zunächst nur, das Gebiet der deutschen Schutzherrschaft zu unterstellen und das Küstenland zu untersuchen.

Mitre Rock oder Kap Ward Hunt, die Ostgrenze von Kaiser Wilhelms-Land ist ein 12 Meter hoher, weit vorspringender Felsen. Die Küste, die bisher fast genau nördlich verlaufen, ändert hier ihre Richtung, indem sie deutlich nach Westen abschwenkt und den Huongolf zu bilden beginnt, dessen Strand zuerst westlich, dann nordwestlich zieht; eine scharf östlich bis Kap Cretin streichende Küste schließt den Golf im Norden ab. Tief in die Insel einschneidend bildet er mit dem gegenüberliegenden Papuagolfe die Landenge, welche die südöstliche Halbinsel Neuguineas mit dessen mittlerem Teile verbindet. Unfern von Mitre Rock buchtet sich die Küste des Huongolfes zur Traitors Bai. Hier fand Moresby im Jahre 1873 große Dörfer; jetzt ist die Gegend ohne Siedelungen, die Bevölkerung also wahrscheinlich ausgewandert. Das Land ist flach und von einem

dichten Urwaldsgürtel eingeschlossen; hinter dem Flachlande steigen steile, dichtbewaldete Hügelreihen bis zu hohen Gebirgen auf; alles ist von dichtem Urwald bedeckt. Das flache Land ist sumpfig, kommt also für den Anbau nicht in Frage. (Merkwürdigerweise wird diese Strecke in den Berichten der englischen Offiziere, die an Bord des Schiffes „Raven“ im Januar 1885 hier die später rückgängig gemachte Besitzergreifung seitens Englands vollzogen, auf höchste gelobt und bewundert. Von allem verspreche die Traitors Bai eine große Bedeutung für die Zukunft. Sie sei nach Südosten vorzüglich geschützt, besitze vorzüglichen Ankergrund und werde ringsum von weiten fruchtbaren Ebenen begrenzt, auf denen in dichter Fülle der Eisenholzbaum wachse. Die Eingeborenen (!) legten zwar scheue Furcht vor den unbekanntem Weißen an den Tag, machten aber den Eindruck großer Friedlichkeit.) In die Bai ergießt sich der Fluß Ulyde; die verschiedenartige Färbung des Wassers und große Mengen von Treibholz deuten im Huongolse darauf, daß das benachbarte Gebirge stärkere Flüsse ins Meer sendet. Auch bei Warsong Point, der Grenze von Traitors Bai stehen heute keine Dörfer mehr. Auf sie folgt dann die Herkules-Bai, die einen Fluß aufnimmt, der an Größe den Ulyde übertrifft, wegen der großen Barre an der Mündung aber kaum für Boote passierbar ist. Bei der Mündung desselben stehen einige sehr schlechte Hütten. Die Eingeborenen, die zahlreich am Fluß hinauf zu wohnen scheinen, betragen sich scheu und furchtsam. Die ganze Küste der Herkules-Bai bietet keinen Ankergrund. Acht Seemeilen nördlich des Flusses liegen die Guard-Inseln, die von Riffen umgeben sind und keinen Ankerplatz bieten; der Charakter des Küstenlandes auf der Hauptinsel ist immer der gleiche: urwaldbedecktes Flachland, dahinter bewaldete Berge. Ihnen gegenüber liegt der Uvolshafen, der eine günstige Einfahrt besitzt, für Schiffe von mittlerer Größe brauchbar und besonders wertvoll ist, da er frisches Wasser bietet; das Land um den Hafen ist dicht bewaldet, sumpfig und bergig und schwach bevölkert, die Eingeborenen

borenen gehen vollständig nackt. Von den Luard-Inseln nordwestlich bis Parsee Point folgen zahlreiche kleinere und größere Eilande der Küste und Riffe zwischen ihnen und der Hauptinsel gefährden die Schifffahrt; überall säumen dichtbewaldete Berge und Hügelreihen den Strand. Bei Parsee Point kommen die ersten Pflanzungen der Eingeborenen zu Gesicht. Diese selbst bewohnen kleine Dörfer und sind sehr begierig zu handeln. Auch die ersten Kokospalmen sind hier zu treffen. Da wo der Huongolf am tiefsten ins Land einschneidet, mündet der Markhamfluß. Nur einzelne Menschen sind sichtbar; die Küste zeigt hier und da größere Flächen ebenen Vorlandes, aller alles ist dicht bewaldet, anscheinend sumpfig und ohne Kokospalmen. Bei Kap Cretin werden sie zahlreicher; auch die Eingeborenen sind weniger scheu als ihre Nachbarn. Nordwestlich vom Kap Cretin bietet der Finschhafen, der von zwei hintereinanderliegenden Becken gebildet ist, in seinem äußeren für größere und seinem inneren für Schiffe geringeren Tiefgangs vollkommen Schutz. An der Nordwestseite und der äußersten Südwestecke der Bucht zeigen sich Flußläufe. Bismlich in ihrer Mitte liegt eine Insel, die Holzinsel; zwischen ihr und der Flaggenhalbinsel, auf der die deutsche Handels- und später die Kriegsflagge gehißt wurden, gestattet eine schmale und seichte Fahrt den Eintritt in das hintere Bassin. Die Ufer umgiebt äußerst reiches und fruchtbares Land; dem Wasser zunächst kommt Wald, dann folgen sanfte Hügel mit grünen Flächen, die sich trefflich für Weideland eignen. Die Gegend macht den Eindruck einer europäischen Parklandschaft und setzt sich so bis Fortification Point fort. Sie ist dicht bevölkert. Die Eingeborenen dieses Striches legen ihre anfängliche Zurückhaltung bald ab und treiben gerne Handel; ihre Dörfer bestehen nur aus 2 bis 3 Hütten. Der Finschhafen besitzt einen Reichtum von Kokospalmen. Auf den Bergen gewährt man Pflanzungen und auch dort Hütten. Der Boden in den Bergen ist brauchbar und bietet weite mit Gras bestandene Flächen, die den Anbau lohnen werden. Da süßes Wasser im Überfluß

vorhanden, dürfte er sich auch für Viehzucht, insbesondere Schafzucht eignen.

Fortification Point, das seinen Namen wahrscheinlich von der Ähnlichkeit mit einem auf einem Hügel erbauten Fort trägt, läßt sich leicht mit einem ähnlichen, einige Seemeilen nördlich gelegenen Landvorsprung verwechseln, dessen Terrassen gleichfalls einer Befestigung ähneln. Doch ist ersteres an seinen weiten grünen Grasflächen und einigen weißen Klippen südlich des Vorsprungs kenntlich. Von Fortification Point bis Village Island breitet sich ein Terrassenland aus, wie es ausgeprägter „in der Welt wohl nicht zum zweiten Mal vorkommt“. Meilenweit hebt sich das Land in 3 bis 4 gleichmäßig verlaufenden Stufen empor, breite grüne wiesenartige Flächen auf dem Scheitel tragend. Nach der Regelmäßigkeit der Lagerung hält man diese Formation für Sandstein. Sie bestehen jedoch aus Korallenfels, sind also gehobener Meeresboden. Zahlreiche Flüsse sorgen für süßes Wasser. Um Fortification Point zeigen sich große Pflanzungen von Yams und Bananen; doch ist Bevölkerung nur in geringer Zahl vorhanden und nur kleine Dörfer sind sichtbar. Häfen giebt es allerdings an diesem Strich der Küste nicht, doch läßt sich an verschiedenen Stellen ein Boot landen. Aber der günstige Terrain des Landes selbst, auf dessen sanften Hängen und großen Ebenen Pferde und Lasttiere unbehindert gebraucht werden können, sichert diesem Teil eine Wichtigkeit als Ausgangspunkt für künftige Forschungsreisen. Dem Westende von Neubritannien gegenüber springt Kap King William vor. Ein geeigneterer Platz für eine Niederlassung dürfte sich (nach Powell) in einem tropischen Lande so leicht nicht finden lassen. Die Küste hebt sich kühn und steil, an einigen Stellen unmittelbar aus der See zu einer Höhe von ungefähr 1000 Fuß empor und stufenweise schreiten die Erhebungen landeinwärts bis zu dem Finisterre-Gebirge fort. Die Terrassen sind mit Gras bestanden und von Flußläufen durchzogen. Die Felsen bestehen aus Basalt und dazwischen sind Granittrümmer über das Meeres-

ufer verstreut. Nach den großen Mengen von Bimsstein zu urteilen, welche die Ebenen bedecken, ist der Boden vulkanisch. Benutzen ja auch die Eingeborenen Obsidian, (hartes Savaglas) um die Haare zu rasieren und Holz zu schneiden. Es ist ein begabter Menschenschlag; namentlich verdient die Kunst des dortigen Ackerbaus und die Art der Bewässerung unsere Anerkennung. Mit Bambusröhren, die durch Harz verbunden sind, leiten sie das Wasser aus den Flüssen und verteilen es über ihre Plantagen in denen sie Yamis, Taro und Bananen gewinnen und die wahrscheinlich von Sklaven bearbeitet werden, welche man aus dem Hinterlande erbeutet. Sehr geschickt verstehen diese Eingeborenen ihre Kanoes zu führen. Ihre Häuser, die meist in ziemlicher Anzahl zusammenstehen und äußerlich großen Bienenstöcken gleichen, sind aus Bambus gebaut und haben Pfosten aus Kokosnußpalmstämmen; das Dach bedecken Blätter des Zuckerrohrs, die Wände Matten von Pandanusblättern, die tagsüber aufgerollt werden, um dem frischen Luftzug den Eintritt in die Hütte zu gestatten. Den Fußboden bilden sie aus kleinen Korallenstückchen, der daher nicht allein einen sauberen Eindruck macht, sondern auch wegen beständiger Trockenheit der Gesundheit der Bewohner förderlich ist. Gewöhnlich besitzt ein Dorf ein durch Größe hervorragendes Gebäude, das zu Versammlungszwecken und zur Beherbergung von Fremden dient. In einem solchen „Junggesellenhaus“ verkehren die jungen Männer bis zum 20. Lebensjahre: Frauen und Mädchen ist der Zutritt versagt. Auch im Friedrich-Wilhelmshafen, in der Humboldt-Bai und an anderen Punkten der neuguineischen Küste werden solche Bauten getroffen; sie sind eine ähnliche Einrichtung wie die Klubhäuser der Karoliner, (und deuten auf eine Beimischung papuanischer Bestandteile in der Bevölkerung Mikronesiens). Gegenüber Kap King William liegt die Kook-Insel (705 qkm oder 12,80 deutsche geogr. Quadratmeilen groß). Sie ist von Riffen umgeben, hinter denen man geschützten Ankergrund findet; in Norden bietet der Hafen San Isidro, nahe bei Kap King,

dem Nordwestvorsprung der Insel, und im Süden San Giuseppe hinreichenden Schutz. Die Insel ist sehr zerklüftet, einzelne Berge bilden spitze, vulkanische Kegel; an den Ufern zeigen sich Kokospalmen, der Boden ist gut bewässert. Die Eingeborenen sind schöne, große und kräftige Menschen und fahren in reich verzierten Kanoes. Sie besitzen Arzte, Eisen und Diwarra (Muschelgeld), das sie von dem benachbarten Neubritannien erhalten. Die Frauen tragen Grasschürzen, die Männer kurze Jacken und viel Schmuck. Sie zählen bis 5 (bs; ru; tol; pang; lim) und haben eine besondere Benennung für 10 (sangul). Die Beschneidung ist bei ihnen üblich. Mit Feuerwaffen sind sie unbekannt; Kannibalismus herrscht nicht. Vor der Insel liegen eine Menge von kleinen, meist bewohnten Eilanden von 60 bis 150 englischen Fuß Höhe, die Low-Inseln; die äußeren scheinen durch ein Barrièreriff verbunden zu sein, das durch mehrere Passagen zerschnitten ist.

Östlich der Kook-Insel an der Westspitze Neubritanniens zeigen sich in der Dampierstraße Tupinier-Insel, ein hohes vulkanisches Eiland, das sich sanft zum Meere senkt und dicht dabei Volcano-Insel, ein einfacher spitzer Kegel, den ältere Seefahrer thätig sahen. Westnordwestlich von Kook-Insel liegt, durch die Vitiaz-Straße von Neuguinea getrennt die Long-Insel (544 qkm oder 9,90 deutsche geogr. Quadratmeilen groß), die 3 hohe spitze Pifs besitzt — Réaumur im Norden und Cerisy sind die beiden bedeutenderen — aber sonst flach ist; sie ist dicht bewaldet oder mit Gestrüpp bedeckt und dünn bevölkert; Kokospalmen gibt es nicht. Zwischen beiden Eilanden erhebt sich ein pyramidenförmiger, vulkanischer Kegel mit erloschenem Krater, Lottin-Insel (Rocky), die größtenteils bewaldet und bewohnt ist. Nordwestlich bei Long-Insel zeigt sich ein ansehnlicher malerischer, dicht bewaldeter Berg von ungefähr 1500 Fuß Höhe, die Crown-Insel; Ansiedelungen und Kokospalmen sind in ihrem nördlichen Teile wenigstens nicht zu bemerken.

Auf das Terrassenland folgt an der neuguineischen Küste wieder eine Strecke von ganz europäischem Charakter, die mit

den Küsten der Astrolabe-Bai den Namen Maclay-Küste trägt. Die Ufer sind niedrig und sanft gebuchtet, bieten aber keine Häfen oder Ankerplätze, denn unmittelbar am Strande fällt das Meer in bedeutende Tiefen. Allmählig ansteigende Hügel und große Grasflächen, wohlbewässert und gutes Weideland bietend, zeigen sich zunächst der Küste; Kokospalmen sind nicht vorhanden. Menschen kommen nur vereinzelt zu Gesicht. Wir gelangen nun über Kap Rigny zur Astrolabe-Bai, die Dumont d'Urville 1827 entdeckte und nach seinem Schiff benannte und in der sich Milucho-Maclay in der Zeit von 1871 auf 1872 und im Jahre 1876 längere Zeit aufhielt.

Hohe Gebirge, die bis zu 8 bis 9000 Fuß ansteigen, begrenzen die Bai und gestatten nur den Nord- und Nordostwinden den Zutritt. Von den Grenzlinie der Flut am Strande bis zu den Gipfeln der Berge zieht sich ein reicher Pflanzenwuchs. Die Eigenschaften der Papuas dieser Gegend lernen wir am besten kennen, wenn wir die Erlebnisse des russischen Reisenden erzählen. Als sie der nie gesehenen Weißen ansichtig wurden, flüchteten sie erschreckt ins Dickicht. Die Mannschaft des Schiffes, mit welchem Maclay gelandet war, rodete im Hintergrunde der Bai unter großer Mühe ein Stück Urwald und errichtete ein kleines Haus, das mit Pulverminen umgeben wurde. „Gleich am anderen Tage früh, bald nach Sonnenaufgang, wurde man im Schiffe auf einen ganz besonderen Lärm aufmerksam, der dem einiger Trommeln sehr ähnlich war. Der Lärm schien näher zu kommen, jedoch dem Auge bot sich nichts dar. Endlich zeigte sich auf einer mehr ins Wasser hineinragenden Stelle des Ufers, die zugleich niedrig und nicht bewachsen war, ein langer Zug Wilder, die von rotbrauner Farbe, nackt, aber reichlich mit Federn geschmückt waren. Boran gingen einige mit Trommeln, dann folgten andere mit verschiedenen Waffen, ferner wurde etwas getragen, das man aber deutlich nicht unterscheiden konnte, endlich folgte eine große Anzahl von Männern und Knaben. Der Zug begab sich bis an das Ufer, dann beugten

sich alle; was sie getragen hatten, wurde auf die Erde niedergelegt. Darauf entfernten sich die Wilden wieder. Es wurde ein Boot ausgeschickt und man fand einen kleinen, lebendigen Hund, ein kleines Schwein, die beide an Stöcke geschnürt waren, einige Kürbisse, Kokosnüsse, Bananen und süße Kartoffeln. Um den Wilden einen Beweis freundlicher Gesinnung zu geben, nahm man ihre Opfer an. An derselben Stelle wurden Sachen niedergelegt, die bei den Nachbarvölkern wenigstens als sehr kostbar gelten z. B. rote Kattunflicken, Perlen, Goldpapier, leere Flaschen, blanke Uniformknöpfe u. s. w. Allein diesen Sachen näherte sich niemand, sie lagen bis zur Nacht und selbst am andern Morgen fand man sie unangetastet. Der Zug mit Geschenken wiederholte sich jeden Morgen und immer in größerem Maßstabe. Ihre Geschenke wurden stets angenommen, jedoch die vom Schiffe gelegten nahmen sie nicht. So dauerte es vier Tage, nach deren Verlauf wieder einige Wilden von spazierenden Offizieren angehalten wurden. Sie fielen nieder, schrieten, weinten und rührten sich nicht von der Stelle. Große Mühe hat es gekostet, sie einigermaßen zu beruhigen; sie wurden reichlich beschenkt, und endlich schienen sie dann auch einiges Zutrauen den Offizieren gegenüber zu fühlen.“ Als man ihnen zu verstehen gab, daß Maclay bei ihnen bleiben werde, deuteten sie an, er solle es nicht thun, sie würden ihn auffressen, und zeigten dabei auf weichere Teile des Körpers. Frauen und Kinder waren nicht zu erblicken. Am 9. September 1871, dem Geburtstag des Großfürsten Konstantin Nikolajewitsch, fuhr der „Vitiaz“ ab und löste zur Feier des Tages 21 Salutschüsse. Als das Echo dumpf an den Bergen hinrollte und wie ein furchtbares Gewitter über das Land donnerte, flüchteten die Eingeborenen sämtlich ins Gebirge, um erst nach längerer Zeit ihre Wohnsitze wieder aufzusuchen. Sobald sie später ein Gewitter hörten, fragten sie stets, ob das Schiff zurückgekehrt sei. Die Furcht vor dem donnernden Ungetüm mag sie bewogen haben, den Zurückgebliebenen unangetastet zu lassen. Als der „Sfumrud“ den schon

verschollenen Reisenden am Weihnachtsabend 1872 abholte, war der junge rüstige Mann krank und hinfällig wie ein Greis. Der eine seiner Diener war gestorben; der andere lag am Tode, aber die Wilden waren jetzt weit zutraulicher. Weiber und Kinder, die ebenfalls fast ganz unbekleidet sind, flüchteten nicht mehr. Auch das Hausgeräthe wurde gezeigt. Maclay bannte durch sein kluges Benehmen während des dreizehnmönatlichen Verkehrs ihre Scheu vor dem weißen Mann. Er bestrebte sich in seinem Auftreten und bei jeder Handlung, deren Zeugen die Wilden waren, immer der Europäer zu bleiben. Jedes einmal geäußerte Wort führte er in pünktlichster Weise durch. Auch jene verhielten sich ihm gegenüber durchaus rechtlich; nie ist ihm ein Gegenstand entwendet worden. Anfangs hatten sie sich noch feindselig bewiesen. Sie näherten sich bewaffnet und unter Geschrei Maclays Wohnung und hielten ihn förmlich in Belagerung, überschritten aber nie den Kreis der Pulverminen, gruben auch nie nach; Maclay ließ sie gewähren, sodaß die Einschließung nach und nach aufhörte, er sich außerhalb der Hütte bewegen und, so gut es ging, mit den Papuas verständigen konnte. Als Beweis ihrer Zuneigung brachten sie ihm nun Geschenke an Kokosnüssen, Bananen, süßen Kartoffeln und Stückchen gerösteten Fleisches, die regelmäßig zur großen Freude der schwarzen Kinder durch Perlen und rote Lämpchen erwidert wurden. Mit Stückchen Goldpapiers, Nägeln und dgl. konnte der Reisende auf seinen Ausflügen alle Bedürfnisse bestreiten. Namentlich die rote Farbe zieht diese Wilden unwiderstehlich an. Bei Anwesenheit des „Sfumrud“ beschmierten sie sich aus einem Topfe roter Oelfarbe, den man ihnen überließ, jauchzend Gesicht, Körper und die geschenkt erhaltenen Kleidungsstücke und zogen höchst befriedigt in ihr Dorf. Wenn Maclay sich anfangs einem Dorfe näherte, zeigte er durch einige gellende Pfiffe sein Kommen an, damit die Eingeborenen ihre Weiber und Kinder verstecken könnten. Die Offiziere des „Vitiaz“ hatten die Unvorsichtigkeit begangen, die Wohnungen zu betreten, um die innere Einrichtung kennen zu

lernen, denn es ist hier Sitte, daß selbst der Vater das Haus des Sohnes nicht betreten darf, wenn dieser abwesend ist, obwohl die Wohnungen nicht verschlossen sind. Als sie sich mehr und mehr an Maclay gewöhnten, zeigten sie ihm auch ihre Weiber und Kinder. Ja sie vertrauten sogar Frauen und Kinder seinem Schutze an, als einmal ein Überfall von Feinden zu gewärtigen war. Bei ihm wären sie sicher vor den Feinden, meinten sie, denn bald war er in den Ruf gekommen, über übernatürliche Kräfte zu gebieten. Allerdings waren die Feinde vor dem Dorfe, machten aber eiligst kehrt, als sie hörten, daß der weiße Mann ihre Gegner schütze. Auch die Macht, das Meer anzuzünden, Gesunde krank und Kranke gesund zu machen, maß man ihm bei. Einst wollte er in einem Dorfe übernachten; dieses wollten die Papuas ihm nicht gestatten; sie verlangten, er sollte sie verlassen, und drohten, Gebrauch von ihren Waffen zu machen. Er stand, bewegte keine Muskel, fiel nieder und stellte sich schlafend an. Er hörte, wie nun über ihn Verhandlungen angestellt wurden; jedoch schließlich ließ man ihn in Ruhe. Nun konnte er ungehindert seinen Beobachtungen und Untersuchungen nachgehen, die nur durch Krankheit Unterbrechungen erlitten.

Die Papuas der Astrolabe-Bai besitzen nicht durchgängig dieselbe Hautfarbe; manche sind ebenso dunkel als ihre Verwandten in Neuirland und Doreh; im Durchschnitt sind sie hell-schokoladebraun. Ihre Körpergröße schwankt zwischen 1,74 und 1,42 Meter. Was die Schädelgestalt anlangt, konnte Maclay Dolichokephalie feststellen; doch wird auch die brachykephale Form häufig gefunden. Im Allgemeinen ist der Schädel hoch und von der Seite betrachtet erscheint der obere Umriß sehr gewölbt, von vorn und hinten dachförmig. Deutlich sichtbar zieht sich eine Firste der Länge nach über den Schädel. Die Stirn ist seitlich zusammengedrückt und die Backenknochen treten merklich hervor. Der Hinterkopf erscheint breit, etwas flach; bei ganz kleinen Kindern aber läuft der Scheitel nach hinten spitz

zu (diese Form wird durch fortgesetztes Drücken beseitigt). Kräftige Schultern und gut entwickelte Brust, sowie dünner Hals eignen diesem Teil der Papuas allgemein. In den meisten Dörfern ist die Beschneidung gebräuchlich. Die Gesamtzahl der Anwohner der Bai mag 3500 bis 4000 betragen. Die Männer beschäftigen sich meist mit Jagd, Fischfang und Herstellung ihrer Waffen und Geräte aus Stein, Knochen und Holz durch Schneidewerkzeuge aus Steinen und Muscheln. Die Jagd wird gewöhnlich in Gemeinschaft unternommen. Trupps, bis zu siebenzig Mann stark, suchen im Walde eine Herde von Schweinen auf und treiben sie heraus ins hohe Gras. Dann wird die Herde umzingelt und das Gras an verschiedenen Stellen in Brand gesetzt. Die Tiere drängen sich in der Mitte zusammen und versuchen schließlich auf einer Seite durchzubrechen. Sodann werden sie, so viele als möglich ist, mit dem Speer erlegt. Etliche der Beutestücke werden sofort verschmaust und mit Spiel und Tanz, mitunter Kriegsübungen feiert man ein förmliches Jagdfest. Die Wilden teilen sich in zwei gleichgroße Abteilungen, und schießen mit ihren Pfeilen, denen mit den Knochenspitzen die Gefährlichkeit genommen ist, aufeinander los; Speere und Bambusstöcke fliegen hin und her. Macclay beobachtete bei solchen Gelegenheiten äußerst zierliche Stellungen, Sprünge und Windungen. Als er einst ein Schwein mit dem Gewehr erlegte, erfuhren sie zum erstenmal und zu ihrem höchsten Erstaunen die tödliche Wirkung des Schusses.

Sie befahren die Küsten in verzierten Kanoes und erlegen die Fische durch Pfeile mit bewundernswerter Geschicklichkeit. Ihre Kraft ist so groß, daß Speere, die sie auf 40 Schritte werfen, noch 2 Zoll tief in einen Baumstamm dringen. Zuweilen gehen sie bei Fackelbeleuchtung in großer Zahl mit ihren Kanoes auf den nächtlichen Fischfang, während sie sonst nur bei Festlichkeiten in der Nacht außerhalb ihrer Hütten sind. Macclay war diese Sitte verborgen geblieben. Als er aber seinen kleinen polynesischen Diener, der nach 3 Monaten dem Fieber erlegen, in

der Nacht der See übergeben wollte, um bei den Eingeborenen dem Verdacht auszuweichen, daß er den Jungen erschlagen hätte, gewahrte er plötzlich nächtliche Fischer. Um die lästigen Zuschauer zu verscheuchen, feuerte er einen Schuß ab. Das leichte Rollen des Echos veranlaßte wahrscheinlich eine Erinnerung an das Donnern des „Vitiaz“ und trieb die Fischer in ihre Dörfer zurück. Die Frauen besorgen die Hauswirtschaft, schaffen das Feuerholz und unterhalten das beständige Feuer in den Hütten, denn sie kannten vor Maclays Unterweisung darin noch nicht die Art, durch quirlendes Reiben zweier Hölzer Feuer anzumachen, durften es also nicht verlöschen lassen, wenn sie nicht aus einer Nachbarhütte neues beschaffen wollten. Ja, war zufällig das ganze Dorf ohne Feuer, so mußte man es aus dem nächsten holen. Die Großväter erzählten von einer Zeit, wo man von dem Feuer noch gar keine Kenntnis hatte. Das Fleisch wurde roh gegessen; daher war eine Krankheit des Zahnfleisches, die jetzt nur noch dem Namen nach bekannt ist, eine stete Plage dieser Wilden. Ihr Ackerbau ist ebenfalls Sache der Frauen. Sie bauen nur Kartoffeln^x und Taro; andere Nahrungsbedürfnisse befriedigt die gütige Natur ohne Zuthun von Menschenhand. Den Anbau von Mais hat ihnen Maclay gelehrt. Zur Lockerung des Bodens nehmen die Weiber starke Bambusstöcke; die größeren Erdstücke werden mit den Händen zerkleinert. Um die Speisen würzen zu können, suchen sie am Strande Holzstücke, die reichlich mit Salzwasser getränkt sind; diese verbrennen sie und verbrauchen die Asche als Salz. In das stille Leben dieser Menschen bringen große Festlichkeiten willkommene Abwechslung. Wenn im Dezember die Früchte gesammelt sind und guter Vorrat vorhanden ist, so kommen die Bewohner mehrerer Dörfer bald hier, bald dort zusammen und vergnügen sich wochenlang mit Musik, Gesang, Spiel und Tanz. Abends wird begonnen und am frühen Morgen aufgehört. In Stärke von mehreren Hunderten kommen die Bewohner der Nachbardörfer mit ihren Feldfrüchten, mit Waffen versehen, und

x für Kartoffel

den krausen Kopf mit Federn, den Arm mit geflochtenen Bändern, den Hals mit Muscheln geziert. Die Männer tragen kleine und große Trommeln; letztere von ungefähr ein Meter Länge werden von zweien getragen. Ihr Ton kann bei ruhigem Wetter $1\frac{1}{2}$ Kilometer weit gehört werden. Blasinstrumente, die aus zusammengeschnürten Bambusstäbchen von verschiedenem Ton bestehen, Blashörner aus Riesenschnecken werden mitgebracht. Auf einem freien Platze brennt ein großes Feuer, um das die Wilden sich lagern. Die schwarzen geschmückten Gestalten bieten beleuchtet vom Feuerschein in der dunklen Nacht einen wilden, schönen Anblick. Um das Feuer gruppiert sich ein Kreis von Männern, um diesen ein zweiter mit den verschiedensten Waffen, um diesen ein Kreis von Frauen und endlich kommen in derselben Ordnung die Kinder. Sogar Greise bleiben nicht fern. Stundenlang führt man nun einen Tanz auf, wobei man sich im Kreise dreht und Hände, Füße und den ganzen Körper lebhaft in Bewegung setzt. Die Männer vollführen dazu kleine, gewandte Sprünge. Sind alle ermattet, so setzen sie sich um das Feuer, und nun beginnt das Mahl. Darnach wiederholt sich der Tanz und wird zuweilen von Gesang, der ganz angenehme Weisen hören läßt, unterbrochen, während freilich das Zusammenspiel der Instrumente unseren musikalischen Forderungen keineswegs genügt.

Ein Gast aus einem Nachbardorfe wird stets mit Freundlichkeit aufgenommen und beim Abschied mit Lebensmitteln versorgt.

Bei einem Todesfall wird die Leiche mit einem öligen Baumfaste eingerieben, mit Palmblättern bedeckt und in der Hütte aufgehängt. Die Witwe oder die nächsten Angehörigen des Verstorbenen sind verpflichtet, zwei bis drei Wochen bei der Leiche zu bleiben und unter ihr ein Feuer zu unterhalten. Sind keine Verwandten da, so wird sie verbrannt. Außerdem wird der Körper bestattet, nach einiger Zeit aber das Grab geöffnet, die Überreste werden herausgenommen, Knochen und Schädel wirft

man hinaus, nur den Untertiefer bewahrt man als Heiligtum in der Hütte. Wir treffen also auch hier den sogenannten Ahnenkultus. Kein Mensch aber kann nach dem Glauben dieser Wilden natürlichen Todes sterben. Immer muß durch einen andern böswillig der Tod veranlaßt worden sein, was die Bestrafung des Schuldigen erheischt. Leicht macht man denselben ausfindig und gewöhnlich hat der angeblich Schuldige das Schicksal des Toten zu teilen. Erklärlicher Weise hat dieses Verfahren häufig blutige Fehden im Gefolge. Gewöhnlich nimmt man an, daß der Todesfall eingetreten sei, weil ein anderer das Feuer der Hütte verdorben; man braucht, um dies zu bewirken, nach dem Glauben der Eingeborenen nur ein Stückchen Holz mit einem gewissen Gemurmel in die Glut zu werfen.

MacLay hat uns auch über die Sprache seiner Papuas wertvolle Mitteilungen gemacht und ein Verzeichnis von ca. 300 Wörtern zusammengestellt. „Die Erlernung des ersten Papua-Dialektes,“ schreibt er, „war mit nicht geringer Mühe verbunden. Die Benennungen, die ich wissen wollte, konnte ich nur durch Hindeuten auf den Gegenstand oder durch Geberden, die eine Handlung andeuteten, erfahren. Aber dieses Verfahren war öfters die Quelle vieler Mißverständnisse und Fehler. Oft wurde derselbe Gegenstand von verschiedenen Individuen verschieden benannt, und wochenlang wußte ich nicht, welcher Ausdruck der richtige war. Ich nahm z. B. irgend ein Blatt, um den Namen des Blattes überhaupt zu erfahren. Ein Eingeborener sagte mir ein Wort, welches ich aufschrieb; ein anderer Papua, dem ich dieselbe Frage vorlegte, sagte mir ein anderes u. s. f. Welches Wort war die eigentliche Bezeichnung des Blattes? — Mit der Zeit und allmählich erfuhr ich, daß der erste Name der Name der Pflanze war, der das Blatt gehörte, und daß der zweite „Schmutz“, „Unbrauchbares“ bedeutete, da ich das Blatt vielleicht vom Boden aufgehoben hatte, oder weil es zu einer Pflanze gehörte, die von den Papuas zu nichts gebraucht wurde; die anderen Wörter bezeichneten Eigenschaften des Blattes: sauer,

gut, gelb und dgl.“ Von Bezeichnungen abstrakter Begriffe gelang es ihm nur, die einfachsten zu ermitteln; „hören“ erfuhr er nie, „sehen“ erst im vierten Monate seines Aufenthalts. Gewisse Laute der Sprache gelang ihm schlechterdings nicht, nachzuahmen. Zudem wird das gleiche Wort von jedem Eingeborenen



Papua-Hütte in Neuguinea.

etwas verschieden ausgesprochen. Ein jedes Dorf der Macclay-Küste hat seinen eigenen Dialekt. Um fremde Mundarten zu erlernen, verweilen manche Eingeborene einige Zeit in anderen Dörfern. Mitunter kommt es vor, daß sie Wörter ihres eigenen Dialekts nicht kennen; sie gehen dann zu älteren Leuten,

um sich die betreffende Benennung sagen zu lassen. Die Papua-Dialekte der Maclay-Küste besitzen einzelne Wörter, welche auch in den anderen melanesischen Sprachen vorkommen; auch solche aus den malaiisch-polynesischen Sprachen finden sich. Maclay eignete sich ungefähr 350 Wörter an und glaubt, da er in beständiger



Papua von Neuguinea.

Gesellschaft von Männern, Weibern und Kindern, aufmerksam die Gespräche verfolgend, nur wenig nicht verstand, daß der Wortschatz der Eingeborenen vielleicht nur doppelt so viel als der seine, höchstens aber dreimal so viel, also etwas über 1000 Wörter umfaßt. Sehr gut eignet sich ihr Organ für das Aus-

sprechen europäischer Worte; russische Bezeichnungen für Flasche, Nagel und dgl., überhaupt Gegenstände, deren Bekanntschaft sie dem Russen verdanken, hat derselbe bei ihnen eingebürgert. Die Kinder erhalten als Namen gewöhnlich die Benennungen von Pflanzen und Tieren, wie Bua (Rohr), Niu (Kokosnuß), Guna (Taube); auch mit Namen von Inseln und Dörfern werden sie genannt. Das Zählen geschieht, „indem der Papua die Finger der Hand nacheinander schließt und bei jedem Finger irgend einen Laut ausstößt, z. B. „be, be, be“ Wenn er fünf gezählt hat, sagt er ibon be (eine Hand).“ Auf dieselbe Weise wird die zweite Hand verwendet; der Erfolg ist ibon ali (zwei Hände). Bei Bedarf geht es weiter mit „be be“ bis samba be und samba ali (ein Fuß, zwei Füße). Reicht auch dies nicht, so wendet er sich an die Finger und Zehen eines anderen u. s. f. Sehr vielen der Eingeborenen sind die Zahlwörter ihres eigenen Dialekts unbekannt; nur „eins“ weiß jeder. Die Art der Konjugation möge folgendes Beispiel ersichtlich machen: gena komm her, geniba o komme, genban, genbeben ob sie kommen werden? genbusin wenn sie kommen werden, ginesi ich werde kommen, ginen gekommen. Was sich in bezug auf die Syntax dieser Sprache aus dem Mitgeteilten entnehmen läßt, ist: das Subjekt geht dem Prädikat voran z. B. ni onesi sieh hin (onar sehen). Das Objekt steht vor dem Prädikat, z. B. adi onar laß mich sehen. Der Genetiv steht vor dem Substantiv, zu welchem er gehört z. B. sing-gumbueran, Sonnenuntergang (sing Sonne). Adjektiv und Zahlwort stehen hinter dem Wort, zu welchem sie gehören z. B. tamo-bile (wörtlich: Mann gut) ein Mann in guten (d. h. in den mittleren) Jahren.

Als Finsch im Oktober 1884 in die Astrolabe-Bucht kam, konnte er sich mit ungefähr 50 Worten, die er sich aus Maclays Berichten angeeignet, sofort mit den Eingeborenen verständigen und ihr Vertrauen gewinnen. Freundlich klopfen sie ihm auf die Schulter, streichelten ihn und riefen: Makay, Makay, Makay! Ebenso ging es später den Matrosen unserer Kriegsschiffe, welche

die deutsche Besitzergreifung dieser Küste ausführten und hier ans Land stiegen.

Weithin war an der Küste der Ruf von dem guten weißen Manne gedrungen.

Als der „Sjurnud“ klar zur Abfahrt lag, wartete man nur noch auf Maclay. Endlich erschien er. Der Abschied von den Papua's war ein höchst liebevoller von beiden Seiten. Sie baten ihn, doch bei ihnen zu bleiben oder doch wiederzukommen. Das Schiff setzte sich in Bewegung; da hörte man an verschiedenen Stellen des Ufers ein Getrommel. Die Papua's widmeten ihrem scheidenden Freunde eine Trauermusik, die sie sonst nur beim Tode eines Häuptlings aufführen. Er hatte ihnen versprochen, zurückzukehren, und hielt Wort. Drei Jahre später traf er wieder an der Astrolabe-Bai ein. Seine Freunde wunderten sich gar nicht, daß er wieder da sei; er hatte es ja versprochen, und auf das Wort des weißen Mannes bauten sie. Nun stellte er ein bequemes Häuschen aus Singapore eine halbe Meile weit von Port Konstantin auf der Landzunge Bugarlom auf; hunderte von Händen leisteten unaufgefordert Hilfe. Er brachte ihnen verschiedene Sämereien und Obst, sowie einige Kinder mit, die allerdings mit der Zeit verwilderten; noch vor drei Jahren waren die Leute beim Anblick eines Ochsen an Bord des „Sjurnud“ zum Tode erschrocken. Auch mit der Verwendung des Eisens machte er sie bekannt. Nunmehr unternahm Miklucho-Maclay größere Ausflüge. So machte er mit einigen Eingeborenen eine Küstenfahrt von Kap Croisille, die Nordgrenze der Astrolabe-Bai, bis Kap Teljätä, unweit des Vorgebirges King William. Im November 1877 verließ er die Nordküste wieder. Wieder war der Abschied schwer. Die Wilden hielten seine Wohnung in Stand, als ob er noch da wäre. Vielleicht geht er als kaaram-tamo d. h. Mondmann in ihre Sagen über; so nannten sie ihn nämlich, weil er einst mit bengalischem Licht einen Gegenstand unter seiner auf Pfählen errichteten Hütte gesucht hatte. Als später ein Freund Maclays hier landete und sich bei den Papua's durch

Zeichen, die ihm dieser gelehrt, als Freund ihres Gönners eingeführt hatte, nahmen sie ihn mit Freude auf, führten ihn in Maclays Wohnung und ehrten ihn wie diesen.

Port Konstantin ist eine kleine Bucht, ohne Schutz und Ankergrund. Einige Seemeilen nördlich derselben liegt in der Bai das Inselchen Bilibili, das sehr gut bevölkert ist; etwas südlich desselben scheint ein größerer Fluß zu münden, da man große, im Wasser treibende Stämme findet; das gelbe Wasser der Bai läßt überhaupt auf Flußmündungen schließen. Ihre Pflanzungen haben die Bewohner von Bilibili auf der gegenüber liegenden Küste der Hauptinsel. Der Boden ist hier ungemein fett und fruchtbar; doch ist von Kokospalmen nur wenig zu bemerken. Weit landeinwärts erblickt man von hier eine 16 bis 18000 Fuß hohe Gebirgskette, das Bismarck-Gebirge; nur bei ganz klarer Atmosphäre ist es wegen seiner großen Entfernung von der Küste zu sehen. Dicht nördlich bei Bilibili springt die Schering-Halbinsel mit Kap Kufferow vor, und um dieselbe herum gelangt man durch die Dallmann-Einfahrt in den Friedrich Wilhelms-Hafen, den günstigsten an der ganzen Nordküste von Neuguinea. Er bildet ein ganz von Land umschlossenes Bassin mit 4 größeren und vielen kleineren Buchten und ist selbst für die größten Panzerschiffe brauchbar. Ebbe und Flut werden im Hafen nicht bemerkt; auch vom Winde, der außerhalb des Hafens weht, spürt man innen nichts. Dichter Urwald umgiebt ihn auf allen Seiten. Im Lande erhebt sich weithin sichtbar eine Bergkette, aus der der Hansemann-Berg von ungefähr 440 Meter hervorragt. Große Plantagen der Eingeborenen bedecken diese Berge. Vor dem Hafen liegt ein Gewirr von niedrigen, von Mangrovegebüsch umgebenen Inseln, das die Auffindung der geeigneten Durchfahrt sehr erschwert; sie sind von friedlichen, intelligenten Eingeborenen bewohnt, die einen Reichtum an Schweinen besitzen. Auch treiben sie gerne Tauschhandel. Finsch vertraute dem Häuptling Kuram auf Bililia die Handelsflagge an, die er hier am 20. Oktober gehißt hatte; als er am 24. Mai des folgenden Jahres

wieder nach Bilia kam, fand er sie sorgfältig verwahrt im Junggesellenhause. Die Eingeborenen wollten wissen, wann denn die Weißen das große Panu (Dorf) bauen wollten. Die Inseln, der „Archipel der zufriedenen Menschen“, erhielten sämtlich von den Offizieren der „Elisabeth“ ihre Namen: Fischel-, Derken-, Koppelow-, Follenius-, Aly-, Franz-, Gickstedt-, Göz-, Koch-Insel u. s. f. Weniger wichtig als der Friedrich Wilhelms-Hafen ist der neben ihm liegende, bedeutend kleinere und seichtere Prinz Heinrichs-Hafen.

Ehe wir Astrolabe-Bai verlassen, um die Küste des Kaiser Wilhelms-Landes weiter zu verfolgen, seien die klimatischen Zustände der Gegend kurz besprochen. Selten steigt das Thermometer über $31,5^{\circ}$ Celsius und fällt unter $22,0^{\circ}$ hinab; die mittlere Jahrestemperatur der Luft beträgt $26,2^{\circ}$, stimmt also überein mit derjenigen von Kalkutta; Berlin hat, wie wir zur Vergleichung beisetzen, $8,9^{\circ}$ mittlere Jahrestemperatur; die höchste Temperatur ist in Berlin $18,5^{\circ}$, (Juli) in der Astrolabe-Bai $31,8^{\circ}$ (Mai). Regentage giebt es im Jahre ca. 150 und entfallen nach Verhältnis die meisten auf Januar und November. Die mittlere jährliche Regenhöhe, d. h. die Höhe, bis zu welcher der atmosphärische Niederschlag den Boden bedecken würde, wenn kein Abfluß und keine Verdunstung stattfände, beläuft sich auf 2393,6 Millimeter, stimmt also mit der von Havannah; Berlin hat 574 Millimeter mittlere Regenmenge. Eine sehr häufige Erscheinung sind hier Erdbeben; so zerstörte im Jahre 1873 eine heftige Erschütterung viele Dörfer im benachbarten Gebirge, das bis ungefähr 1400 Fuß (dem sechsten Teil seiner Gesamthöhe) bewohnt ist. Obwohl der Boden nicht sumpfig ist, entgehen die Besucher der Küste doch nicht der Gefahr leichterer Fieberkrankheiten, da der gelbbraune Schlamm des Bach- und Baiwassers schädliche Keime zu bergen scheint; im Friedrich Wilhelms-Hafen wenigstens bringt der Wind vom Lande einen unangenehmen Modergeruch mit sich.

Bei Kap Croisille schlägt die Küstenlinie wieder Nordwestrichtung ein, die sie in ihrem weiteren Verlaufe beibehält.

Gegenüber dem Kap zeigt sich, von der Hauptinsel durch die Isumrud=Strasse getrennt, die Dampier=Insel, Kar=Kar der Eingeborenen, ein vom Strand bis zur Spitze des 5000 Fuß hohen vulkanischen Fels mit ununterbrochenem Urwald bedecktes Eiland von 272,00 Quadratkilometer (oder 4,90 deutschen geographischen Quadratmeilen) Größe; es besitzt zwar kleine Siedelungen, die Eingeborenen haben aber keine Pflanzungen und betteln bei den Vorüberfahrenden. Etwas südöstlich davon tritt die kleine, ebenfalls gebirgige Rich=Insel, an deren Westseite gefährliche Bänke liegen, hervor. Das Uferland von Neuguinea bilden hier dicht bewaldete Vorberge, hinter welchen zuweilen weit inland die Hochgebirgskette hervortritt; Dörfer und Kokospalmen sind nur spärlich zu sehen. Bald aber zeigen die Hügel grüne Flecken zwischen der Bewaldung; Siedelungen und Kokoshaine kommen in der Nähe der sanft gebuchteten Franklin=Bai zu Gesicht; dieselbe hat hellblaues, aber klares Wasser, das entweder von Flüssen oder Rissen herrührt. Kap Gourdon, dicht westlich bei der Bai, ist ein sanft ansteigender Hügel von schönem Grasland bedeckt, das sich bis Samoa Huf fortsetzt. Hinter Hakfeldt=Hafen kommen wieder dichtbewaldete Uferberge, hinter denen sich eine 3—4000 Fuß hohe Kette hinzieht. Um den Hafen selbst (unter $4^{\circ}24'$ s. Br. und $145^{\circ}9'$ ö. L.), den eine sanfte Buchtung der Küste und zwei kleine vor ihr sich gegenüberliegende Inseln bilden, und der bis nahe an das Ufer trefflichen Ankergrund gewährt, zeigt das Land viel Sandboden, aber auch weite Strecken von Grasland mit Pflanzungen. Östlich vom Hafen liegt ein großes Dorf. Die Bevölkerung dieses Küstenstrichs ist zahlreich und legt keine Scheu vor den Fremden an den Tag.

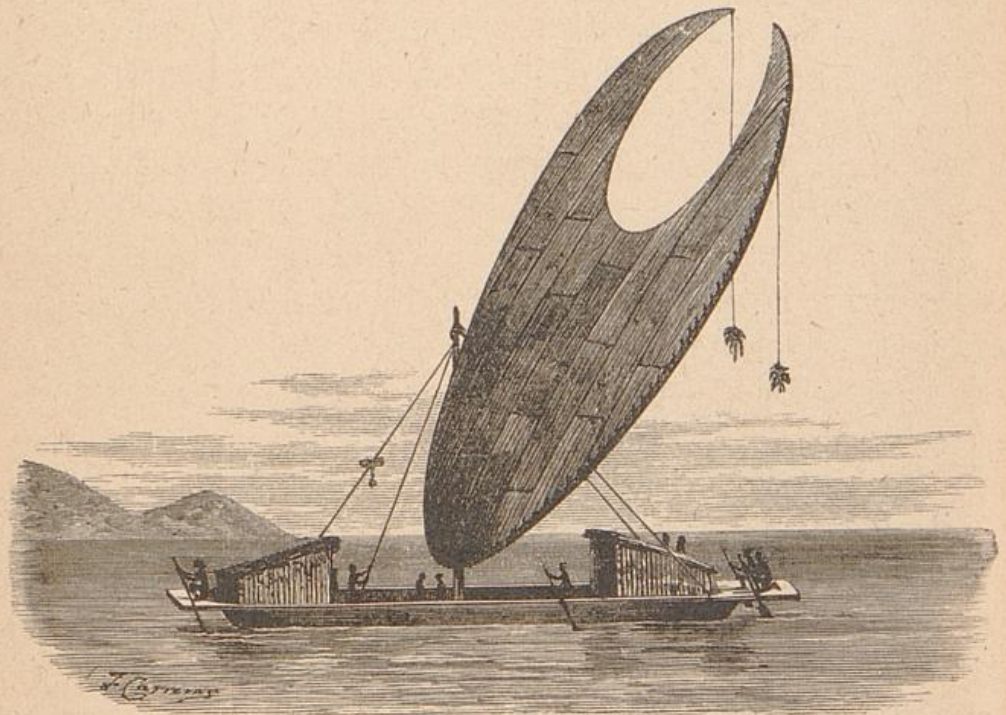
Die nun folgende Strecke, der die Legoarant=Inseln und die Nielsen=Inseln vorliegen, ist eine der schönsten Gegenden Neuguineas, vortrefflich geeignet zu Anbau und Viehzucht. „Auf einen dicht bewaldeten Uferstreif folgt weiter inland mit vielen grünen, sanften Hängen eine bewaldete Hügelkette,“ die sich nach Westen allmählich senkt und von dem Ufer zurücktritt. „Das

letztere verläuft in sanften Buchtungen, welche Siedelungen mit Kokoßhainen und an den Bergen Plantagen zeigen. Diese Dörfer dehnen sich zuweilen zu dem stattlichen Umfange von 20 und mehr Häusern aus." (Finsch.) Gegenüber der Laing-Insel, die vor einer mäßig weiten, nicht ganz riffsreien Bucht liegt, verlieren sich die Erhebungen und Flachland beginnt, das sich weithin bis zur Krauel-Bucht an der Hansemann-Küste ausdehnt und nur im Hintergrunde zuweilen Hügelreihen zeigt.

Auf der einige Seemeilen nordöstlich des letztgenannten Eilands liegenden Vulkan-Insel (oder Horgeberg) erhebt sich weithin sichtbar in ungefähr 4—5000 Fuß Höhe ein Vulkan, der sich an die Ruhe seiner neuguineischen Nachbarn noch nicht gewöhnt hat. Finsch sah und hörte ihn im Mai 1885 in voller Thätigkeit. Die Insel hinterläßt einen prächtigen Eindruck, ist bevölkert und scheint große Strecken fruchtbaren Kulturlandes zu bieten; leider ist kein Hafen vorgesunden worden. Der Berg ist bis auf ungefähr drei Fünftel seiner Höhe mit mäßig dichter Waldung umzogen und senkt sich auf der Südseite in ausgedehnten Flächen und Ebenen zum Meere, welche Gras und Pflanzungen tragen. Nordwestlich davon liegt der kleine kegelförmige, jedoch ausgestorbene Krater Aris.

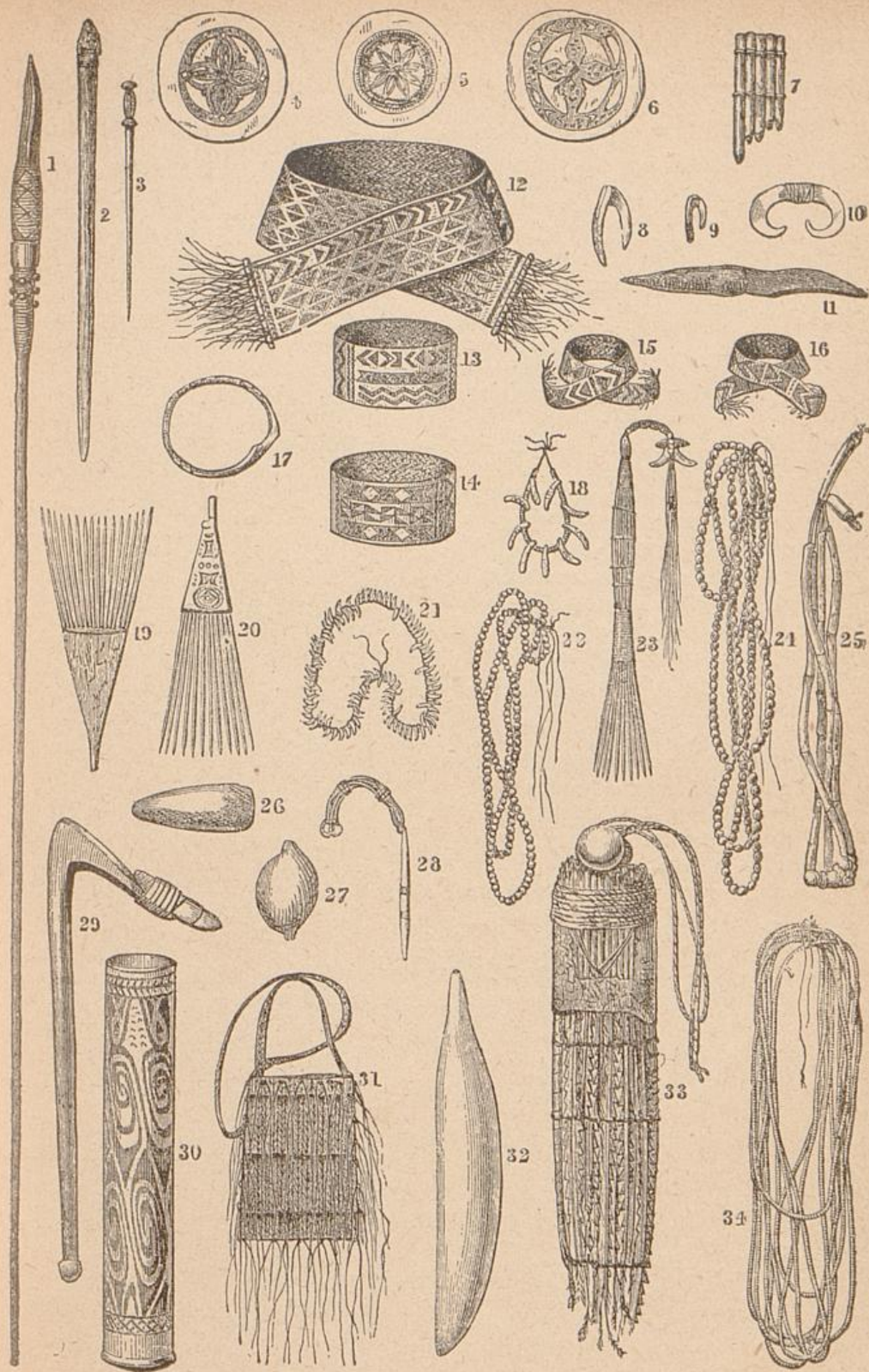
Ungefähr 10 Meilen westlich der Vulkan-Insel gerät man in lehmfarbened und nach der hohen See hin trüb-grünes Wasser, das mitunter in 15 Meilen Abstand von der Küste und darüber kenntlich ist und in dem Stämme mit Wurzeln, Zweigen und Blättern treiben. Scharf hebt sich draußen auf der See das tiefblaue Wasser mit einem weißen Schaumstreifen, der sich von ferne wie Brandung ausnimmt, von dem grünen ab, das einem Riffe gleicht. Diese Färbung dauert bis hinauf zum Angriffs-Hafen, wiederholt sich bei der Humboldt-Bai und deutet, wie im Huon-Golf, auf die Mündung von Flüssen. Und wirklich ergießt sich bald hinter Venus-Point ein solcher in die Broken-Water-Bai. Möglicherweise ist er ein östlicher Seitenarm seines größeren Nachbarn, der gleich genannt werden wird; leider hin-

dert eine Barre mit heftiger Brandung den Zugang. Venus-Point ist ein Vorsprung des bewaldeten Flachlandes, der durch eine Gruppe hoher Kasuarinen hervortritt. Das Ufer behält immer dasselbe Aussehen: „Dichter, jedoch nicht sehr hoher Urwald, mit einzelnen Beständen höherer, dichterter Kasuarinen, einem nadelholzartigen Baum, der an unsere Lärche erinnert.“ (Finsch.) Die Küste ist besiedelt und die Dörfer besitzen Kokos-



Boot von der Südostküste.

palmen; die Eingeborenen zeigen sich freundlich und treiben gerne Tauschhandel. Im Lande setzt sich die niedrige Hügellinie fort; das flache Land vor ihr zeigt Grasboden. Bald trübt sich das Wasser noch mehr und förmliche schwimmende Inseln sieht man treiben. Wir befinden uns vor der Mündung des Kaiserin Augusta-Flusses (unter $3^{\circ}52'$ s. Br. und $144^{\circ}32'$ öst. L.), „der ohne Zweifel der bedeutendste von Kaiser Wilhelms-Land und nächst dem Fly und Hochuffen der größte in Neuguinea ist.“ (Finsch.)



Schmuckgegenstände und Waffen von Neuguinea und den Admiralitäts-Inseln.
 Die Erklärung siehe auf der Rückseite.

Erklärung der abgebildeten Gegenstände.

a. Von den Admiralitätsinseln.

- 1 u. 2 Speere mit Obsidianspitze.
- 3 Haarschmuck.
- 4 5 6 Stirnschmuck aus Muschelschalen und Schildpatt.
- 7 Musikinstrument.
- 8 9 Fischangeln aus Muschelschale.
- 10 Schmuck aus Knochen für die Nasenscheidewand.
- 11 Messer aus Obsidian.
- 12 Gürtel aus geflochtenem Gras.
- 13 14 Armbänder aus geflochtenem Gras.
- 15 16 Fußknöchelschmuck aus geflochtenem Gras.
- 17 Armband aus Muschelschale.
- 18 Nasenschmuck aus Hunde- und Kuskuszähnen.
- 19 20 Kämme.
- 21 Halschmuck aus Hundezähnen.
- 27 Muschel, zum Galaschmuck gehörend.
- 28 Nasenschmuck aus Knochen.
- 29 Krummzagt aus Muschelschale.
- 30 32 Betelbüchsen.
- 31 Beutel aus Gras.
- 33 Schmuck aus Menschenknochen und Kasuarfedern.
- 34 Leibgürtel aus kleinen Muscheln.

b. Von Neuguinea.

- 22 24 25 Halschmuck aus Beeren, Muscheln und Knochen.
- 23 Kamm.
- 26 Steinbeil ohne Stiel.

Seine Strömung beträgt 4 bis 5 englische Meilen in der Stunde; an der Mündung, welche keine eigentliche Barre, wenigstens keine Brandung zeigt, ist er mindestens $\frac{1}{2}$ Seemeile breit; wahrscheinlich ist er auch für größere Schiffe zugänglich; soweit der Fluß im Boote befahren wurde, maß er 3 Faden Tiefe. Die Mündungsufer sind bewohnt. Der Fluß eröffnet voraussichtlich eine Wasserstraße in das Innere. Das Kap Della Torre, dicht westlich bei der Mündung des Augustastusses, von welchem die fast geradlinige Küste in 65 Meilen Länge bis Pomone Point nunmehr den Namen Hansemann-Küste trägt, ist eine ähnlich wie Venus-Punkt durch Kasuarinen ausgezeichnete Waldecke und kein Kap. „Die Küste bis ca. 30 Meilen bewahrt einen sehr gleichmäßigen Charakter: Flachland mit dichten Kasuarinen und Nipapalmen, welche beide auf sumpfiges Terrain schließen lassen; keine Kokospalmen und Menschen; weiter inland eine Hügelkette.“ (Zinisch). Hinter Della Torre kommt man an die Mündung eines dritten Flusses mit heftiger Brandung, der vielleicht ein westlicher Seitenarm seines Nachbars ist.

Bei Krauel-Bucht, welche wieder einen Fluß aufnimmt, den fünften von der Broken-Water-Bai ab, endet, wie wir wissen, das Flachland; Hügel- und Gebirgsland, mitunter an das Meer herantretend, setzt sich nun ununterbrochen bis zur Humboldt-Bai fort. Das Westufer der Bucht ist von 3 bis 400 Fuß hohen, dichtbewaldeten Hügeln steil begrenzt und ihr Westende, das Kap Dallmann, leicht kenntlich. Noch vor diesem Kap kommen drei schmale, verhältnismäßig tief einschneidende Baien, die aber keine Hafens- und Ankerplätze geben. Hinter (westlich) dem Kap hat die Küste einige größere Baien, die von 300 bis 400 Fuß hohen, dichtbewaldeten Hügeln umzogen sind und stellenweise Vorland haben. Hinter den Uferhügeln gewahrt man Berge von der zehnfachen Höhe jener. Die Nadelholzvegetation hat nun aufgehört, Laubhölzer treten an die Stelle der Kasuarinen. Auf den mattenähnlichen, grünen Hängen der Uferhügel ruhen freundliche Häuser zwischen Kokoshainen. Die Gegend erinnert

fast an Zivilisation. Sie scheint wohlbevölkert zu sein; die Eingeborenen sind ruhig und friedlich. In von den Papuas der Krauel-Bucht erhielt Finsch bei seiner Anwesenheit (11. Mai) gegen alle Erfahrung freiwillig Geschenke: Sago und Taro. Ohne Scheu betraten sie das Schiff und übergaben ein Kokosblatt, in welches ein Knoten geschlungen war, ein Symbol, das auch bei anderen Papuas dieser Küste als Friedenszeichen gilt. Weiter westlich giebt es schöne, sanft ansteigende Flächen und nach dem Gebirge zu viel offenes, grasbedecktes Land. Pomone Point, wo die Hansemann-Küste endigt, ist ebenfalls eine flache Waldecke. Sie ist der Westpunkt des Dallmann-Hafens, eines sehr guten Ankerplatzes. Von Land und Bewohnern erzählt Finsch: „Kanoes mit Eingeborenen kamen, noch ehe wir vor Anker gingen, längsseit und ich bedeutete ihnen, daß ich gleich ans Land kommen würde. Ich unternahm daher alsbald eine Land-Exkursion, begleitet von einer großen Menge Eingeborener, die mich nach einem großen, schönen Dorfe, Rabu, begleiteten und mich hier mit großer Aufmerksamkeit und Freundlichkeit behandelten. In der That waren es die freundlichsten Eingeborenen, die ich bisher nicht allein an diesem Teile der Küste, sondern in ganz Melanesien angetroffen habe. Sie bereiteten uns ein Mahl, boten uns Land, Schweine und Häuser an und wünschten sehr, daß wir uns bei ihnen niederlassen möchten. Die erste wirkliche Gastfreundschaft in Melanesien wurde mir hier zu teil, ohne daß ich, was sehr beachtenswert ist, zuerst Geschenke verteilte. Die Land-Exkursion zeigte mir zugleich, daß sich hier hübsche Flächen mit Gras und schönem schwarzen Boden finden. Die geologische Formation besteht, wie ich dies auf allen Küstenstrecken bisher gefunden habe, aus gehobenem Korallboden (Korallfels), der, in Verwitterung übergegangen, guten Boden abgiebt. Die Eingeborenen waren reichlich mit Lebensmitteln versehen, besaßen gutgepflegte Plantagen und kultivierten u. a. einen recht passabel scheinenden Tabak.“ Sie sind den Weißen so freundlich gesinnt, daß sie denselben tags darauf nacheilten, Finsch beim Namen

riefen und baten, doch zu ihnen zurückzukehren. Sie bestanden darauf, die Weiterfahrt mitmachen zu dürfen, und waren von dem Reisenden nur durch das Versprechen des Wiederkommens abzuhalten. Ganz im Gegensatz zu diesen Wilden waren die der Astrolabe-Bai, denen ja durch Maclays Aufenthalt das Wesen der Weißen nicht fremd ist, trotzdem, daß sie sich sonst höchst freundlich benahmen, im Oktober 1884 um keinen Preis zu bewegen gewesen, auch nur einen ihrer Leute mitgehen zu lassen.

Die Hansemann-Küste wird begleitet von einer Reihe von Inseln, den Schouten-Inseln, zu denen auch die uns schon bekannte Vulkan-Insel gerechnet wird, die, anfangs in ziemlichem Abstand liegend, um Pomone Point bei der Dallmann-Straße nahe ans Land herantreten. Die östlichste ist Lesson-Insel, ein regelmäßiger Vulkan-Ke gel, der noch thätig ist, dann folgen Blossville, Garnot, ebenfalls ein regelmäßiger Ke gel, Sacquinot, das kleine, nicht sehr hohe Deblois und Roisey, ein mäßig hohes, mit schönem Pflanzenwuchs bedecktes Eiland.

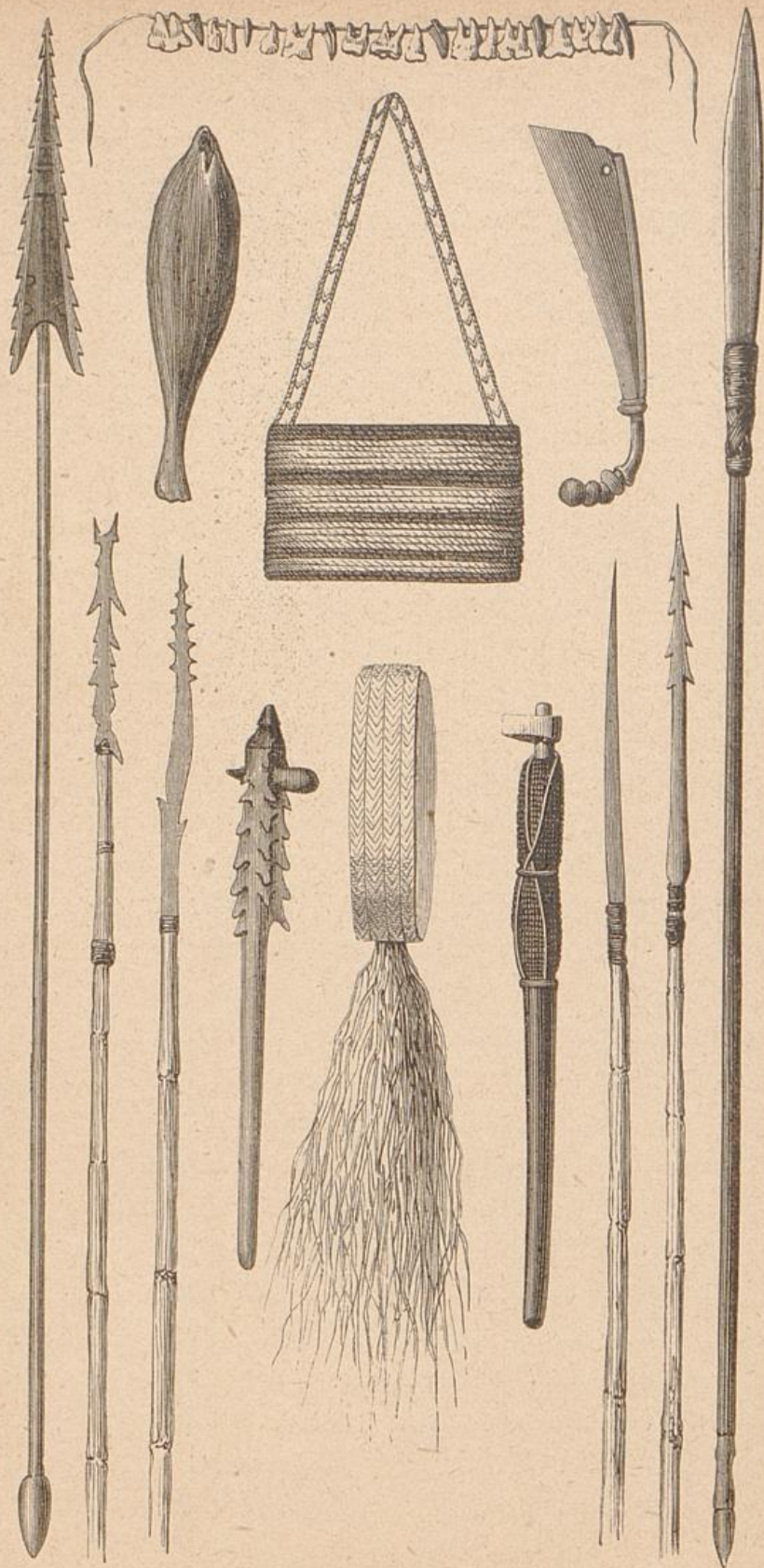
In der westlichen Abtheilung dieser Inseln ist die hervorragendste d'Urville (Kairu), mit vielen Plantagen an der Südspitze und einem Pit am Westende, unter dem eine gute Bai liegt. Nahe bei ihr ist Gressien (Muschu), das sich wegen seiner großen Grasflächen für Niederlassungen eignet; die ganze Westseite ist eine sanft ansteigende Grasfläche mit prächtigem Weideland. Zwischen Gressien und Neuguinea liegt die kleine, dichtbewaldete Meta-Insel. Westlich vor Gressien sind noch drei kleinere Inselchen: Guap, das reich bevölkert ist und namentlich schönen Vams erzeugt; die Eingeborenen empfangen die Reisenden zwar mit Unmassen von Bogen und Pfeilen, betragen sich aber ruhig; ferner Paris-Insel (Marsau) mit dichter Bewaldung, aber ohne Kokospalmen und von dünner Bevölkerung, und endlich Unei, das nicht bewohnt ist. Bis auf Guilbert- und Bertrand-Insel, die weiter nordwestlich abliegen, sind diese Inseln vulkanisch entstanden, hoch, haben kegelförmige Berge, schöne Wälder, steile und sichere Küsten.

Die Küste der Hauptinsel besteht hier aus 6 bis 800 Fuß hohen, dicht bewaldeten Bergzügen, die von Ost nach West gerichtet sind. Da sie keine Thäler freilassen und wenig Vorland besitzen, scheinen sie für Besiedelung ungeeignet, doch rufen zahlreiche vereinzelt Plantagen, die wie immer an den steilsten Hängen liegen, einen freundlichen und zivilisierten Eindruck hervor. Auf einer Strecke von 10 Meilen zählte Finsch 8 große Dörfer von je 10 bis 12 Häusern; die furchtsamen Bewohner aber kamen nicht zum Vorschein. Sapa Point (Karawap), das nun passiert wird, ist eine etwas vorspringende Hügelwand mit einem großen Grassleck. Weiterhin öffnet sich zwischen den Uferbergen eine Thalmulde; brausende Gebirgsflüsse stürzen über Felsen wie über ein Wehr herab und kerkengerade Bäume deuten auf gutes Bauholz. Dörfer mit kleinen Kokoshainen sind sichtbar. Über ihre Besitzer äußert sich Finsch: „Zahlreiche Eingeborene in zum Teil kolossalen Kanoes kamen längsseit und brachten schlecht zubereitete Paradiesvögel sowie Unmassen von Pfeilen und Bogen zum Tausch. Sie zeichneten sich durch enorme verfilzte Haartouren, die einer Allonge-Perücke ähnlich waren, aus, waren übrigens ruhige Leute, die sich an Bord ganz anständig betrugten.“

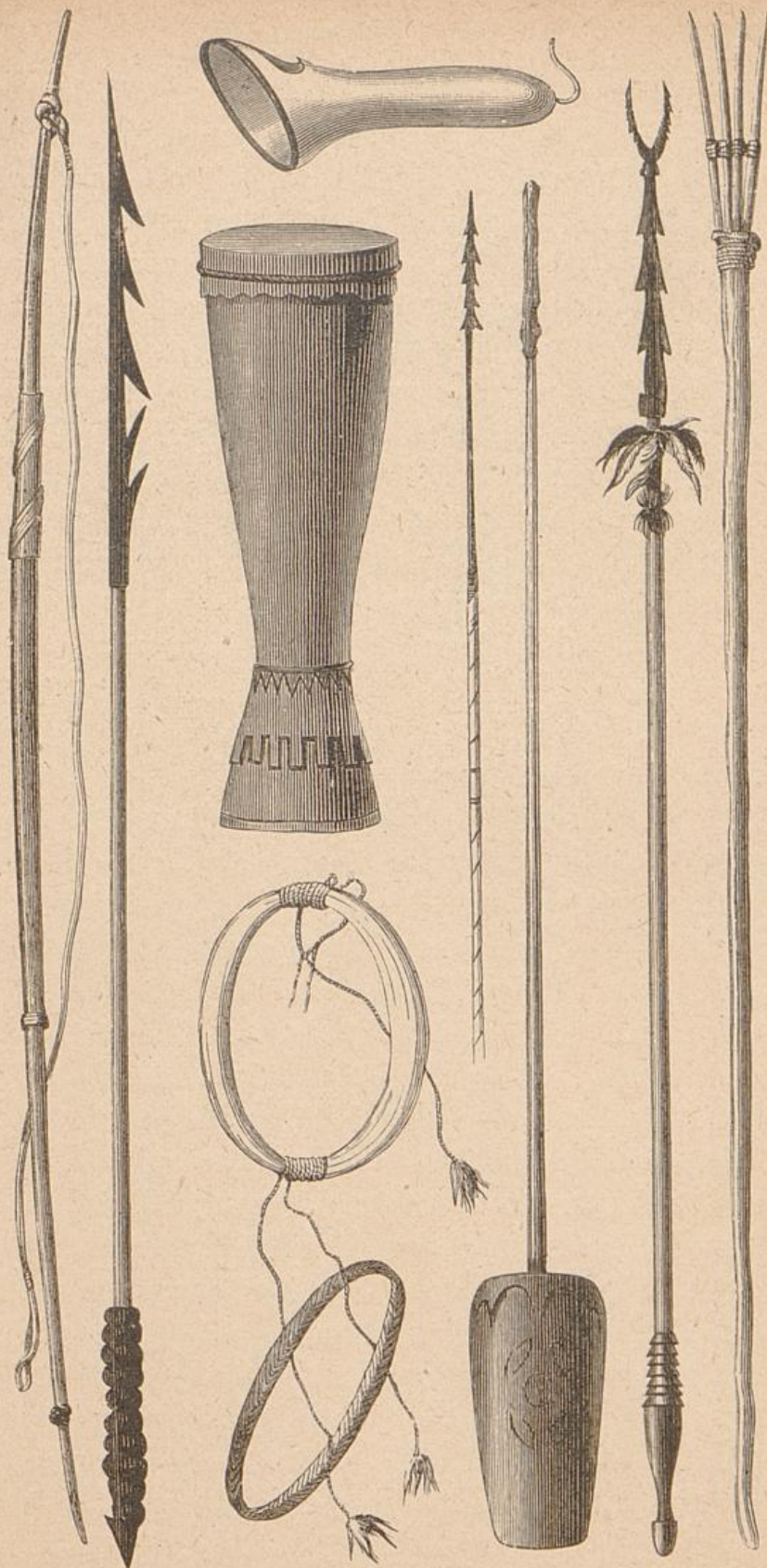
Die Bergzüge treten nun wieder mehr zurück und lassen dichtbewaldetes Vorland mit vielen Dörfern und Kokoshainen, also ein ausgezeichnetes Kopragebiet, frei. Im Hintergrunde steigt das Torricelli-Gebirge, ebenfalls mit reicher Bewaldung, bis ungefähr 3000 Fuß auf. Ihm gegenüber liegen dicht nebeneinander die Sainson-Inseln (die Finsch am 14. Mai 1885 zum erstenmal durchsegelte), das mäßig bevölkerte Dudemain, das wahrscheinlich durch ein Riff mit der neuguineischen Küste zusammenhängt, ferner Faraguet, Sainson und das kleine, aber reich bevölkerte Sanssouci, das durch die Babelsberg-Straße von der Hauptinsel getrennt ist. Die drei letztgenannten Inselchen hängen durch ein Riff zusammen und bilden einen vortrefflichen Hafen mit sehr geschützter Ankerung, den Berlin-Hafen.

Im weiteren Verlauf nach West ist die Küste vollständig risslos und giebt guten Ankergrund. Powell, der in dieser Gegend mit den Eingeborenen in Verkehr trat, erhielt Fische, Schildkröten und schwarze Muscheln von ihnen; sie deuteten an, daß sie die weißen Männer von der Sonne gekommen glaubten. Von Guido Cora-Huf ab, einem Vorsprung westlich der Dudemain-Insel, folgt waldiges Vorland, im Hintergrunde von Bergen überragt, welche zahlreiche Flüsse herabsenden. Das Vorland ist ausgezeichnet durch viele Dörfer und Kokoswälder. Bald hören jedoch die Kokosbestände und Dörfer an der Küste auf, Kasuarinen, mit niedrigem Gestrüpp abwechselnd, begleiten wieder den Strand und über dasselbe hinweg erblickt man die ungewohnte Erscheinung eines Küstensees (einer Lagune), der sich weit nach Süd und West ausdehnt, von einer Hügelkette begrenzt ist, hinter welcher wieder höhere Berge, Kuppen von nahe an 3000 Fuß Höhe sichtbar werden und dem zahlreiche Pfahldörfer, die darin stehen, ein lebendiges Aussehen verleihen.

Westlich der Lagune verschwindet das Vorland; Berge treten nahe ans Meer heran und fallen zum Teil steil gegen dasselbe ab. Dahinter liegen höhere Berge, deren Größe nach Westen hin wächst. Alles ist bewaldet; nur mitunter treten kahle Uferfelsen am Meere auf. Dieses Ansehen behält die Gegend im wesentlichen bis zur Humboldt-Bai. Die Uferhügel steigen bis auf 500 Fuß Höhe; Dörfer und Kokospalmen sind verschwunden. Vor Kap Konfordia, einem dicht bewaldeten, steil abfallenden Hügel mit Riff und heftiger Brandung, liegen nahe der Küste drei Inselchen, eigentlich nur waldbedeckte Felsen. Hinter dem Kap öffnet sich der Angriffs-Hafen oder die Attak-Bai, ein trefflicher, geschützter, von bewaldeten Bergen rings eingeschlossener Ankerplatz; Sandstrand, besetzt mit Kokospalmen, säumt den Hafen. D'Urville mußte 1827 die geplante Einfahrt wegen der drohenden Haltung der Eingeborenen unterbleiben lassen. „Auf diese Weise,“ heißt es bei Finsch, „blieb Attak-Bai unbesucht und die „Samoa“ war das erste Schiff, welches hier ankerte. Wir waren



Schmuck und Waffen der Papua's.



Waffen und Geräte der Papuas.

bald von zahlreichen Kanoes mit Eingeborenen umringt, welche alle Unmassen von Pfeilen, Bogen und Speeren, auch Kuirasse und Schilde führten; doch zeigten sie sich als ganz friedliche Leute, die außerordentlich auf Tauschhandel erpicht waren und deren wir uns selbst nach Dunkelheit kaum erwehren konnten.“ Die Papuas scheinen in einer kleinen Nebenbucht ihre Wohnsitze zu haben, da im Haupthafen keine Siedelungen zu Gesicht kommen. Westlich des Hafens zieht sich die Küste, wenn man den schon bei Kap Konfordia in Sicht gekommenen, ungefähr 3000 Fuß hohen Bougainville-Berg hinter sich hat, bald nach Süden und die Humboldt-Bai kündigt sich an. Auf Meilen hin ist das Meerwasser braun und grün; es mündet hier der Sechstroh, der leider durch eine Barre gesperrt ist. Zahlreiche Eingeborene kommen hier zum Vorschein; sie sind dreist, zudringlich und gierig zu handeln. Der Sechstroh mündet unter $141^{\circ} 3'$ ö. L. Bei 141° ö. L. dicht östlich Kap Bonpland, wo sich die schmale Einfahrt in die weite Humboldt-Bai aufthut, erreicht Kaiser Wilhelms-Land seine Westgrenze. Obschon also die Bai dem deutschen Schutzgebiete nicht zugehört, sei es doch gestattet, die dortigen Papuas näher ins Auge zu fassen, da wir annehmen, daß sie sich nicht wesentlich von ihren östlichen Nachbarn unterscheiden, daß man also die Nachrichten über Leben und Sitten, die uns von hier durch die Expeditionen der „Etna“ (1858) und des „Challenger“ (1875) zu teil geworden, über die östlichen Nachbarn später im wesentlichen bestätigt finden wird.

Große Pfahldörfer bilden die Wohnsitze dieser Wilden; sie stehen beträchtlich weit vom Lande entfernt, zu dem gewöhnlich keine Brücken führen, sind also reine Wasserwohnungen. Auf starken Grundpfählen ruht eine Reihe von Querbalken und auf diesen ein Grund von Nibongblättern, mit Stricken befestigt. Darüber erheben sich die Wände aus Bambus oder Gaba-Gaba-Blättern und den Bau krönt ein hohes, spitzes, sechs- oder achteckiges Dach, welches aus schräg in einander gefügten Stämmen hergestellt und mit Atap-Blättern wasserdicht verschlossen wird.

Das Innere, an den Wänden mit Waffen, Schädeln, Zähnen und Schildkrot geschmückt, enthält mehrere durch Wände getrennte und für die männlichen und weiblichen Familienangehörigen bestimmte Abteilungen und einen Feuerplatz, über dem sich eine Vorrichtung zum Räuchern der Fische findet. Licht dringt nur von der einen der vier offenen Wandseiten herein.

Eine merkwürdige Bauart zeigen die Kanoes, die bei 20 bis 30 Fuß Länge nur 8 bis 9 Zoll obere Weite erreichen, so daß ein Mensch mit einem Fuß vor dem andern eben darin stehen kann. Dafür ist aus dem Rahmenwerk des Ausliegers eine Art von Verdeck hergestellt, auf dem Personen und Gegenstände Platz finden. Die Enden sind abgerundet und mit Schnitzarbeit, Vögel, Schlangen und andere Tiere darstellend, geschmückt. Auch die kurzen Ruder sind hübsch zugerichtet und mit phantastischem Schnitzwerk bedacht.

Allen Besuchern der Bai haben sich die Eingeborenen als höchst neugierig und zudringlich gezeigt, und bei Gelegenheit des „Etna“-Besuches bekundeten sie eine ungewöhnliche Geschicklichkeit in Diebstählen. Trotz völliger Nacktheit entwendeten sie unter den Augen der Schildwachen alle möglichen Gegenstände und beförderten sie unbemerkt in ihre Kähne. Namentlich nach Metall strebten sie und stahlen u. a. einige Kupferplatten, die in der Nähe des Steuerrades befestigt waren, drehten eiserne Schrauben los und brachten Beile und eiserne Gegenstände fort, die sie sich wahrscheinlich mit den Zehen zugereicht haben. Jedenfalls verrät ihr Gebahren einen bei Naturvölkern nicht gewöhnlichen Grad von Schlaueit; überhaupt scheinen sie ein geistig sehr regsjames Volk zu sein. Was ihr Äußeres anlangt, so sind sie kräftig und schön entwickelt und von dunkelbrauner Hautfarbe; Frauen und Mädchen sind mitunter etwas heller. Trotz der dicken Lippen und etwas breiten Nasen sind die Gesichtszüge nicht häßlich. Kleidung giebt es bei den Männern, wenn man nicht eine Büchse aus getrocknetem Kürbis dahin rechnen will, nicht. Umso mehr sind Schmucksachen in Gebrauch. Die Männer durchbohren das

Nasenbein und tragen darin ein Stück Holz oder einen glatten Stein von ziemlicher Schwere oder sie befestigen zwei Schweinezähne in der Weise an der Nase, daß die Spitzen nach den Augen stehen. Ist dann noch die Stirn bemalt, sind Kreise um die Augen gezogen und Flecken um den Mund angebracht, so gewährt ein solches Papua-Antlitz einen überaus gräßlichen Anblick. Ganze Bänder und Schilde aus Zähnen, untermischt mit Fruchtkernen werden um Brust und Bauch getragen. Bei Festlichkeiten kommen Leibgürtel aus Bambusstückchen und Muscheln dazu. Hals und Arme sind mit Ringen aus Kottan, Muscheln oder Zähnen geschmückt. In den Ohren hängen gewöhnlich große Ringe aus Schildpatt, die bei den Frauen noch den besondern Zweck haben, gleichsam als Altersbescheinigung zu dienen. Ihre Zahl wird nämlich mit der fortschreitenden Zeit vermehrt, so daß man oft an zwanzig dieser großen und schweren Stücke in einem Ohre bemerkt, welches durch die Last natürlich bedeutend verlängert wird. Auch die Durchbohrung des Nasenbeins trifft man bei den Frauen, doch tragen sie darin meist nur Korallen und kleine Muscheln an einer Fischeschnur. Die Tättowierung ist auf das weibliche Geschlecht beschränkt und besteht in eingebrannten Figuren auf Brust, Rücken und Armen. Verheiratete Frauen tragen einen Lendenschurz aus geflochtenem Baumbast, der bei Festlichkeiten durch einen solchen aus feinen Fischesfasern ersetzt wird, in welchen verschiedene Figuren mit abwechselnden Farben eingeflochten sind, und der unten mit Muscheln besetzt ist, die beim Gehen klappernd aneinanderschlagen. Das Haar legen Frauen und Mädchen in eine Menge von kleinen Zöpfen, die rings um den Kopf hängen, während die Männer aus den Haaren am Hinterkopfe entweder einen einzigen Zopf flechten, den sie um den Kopf herumlegen oder mit Federn oder Baumbastfasern eine große Flechte bilden. Federn von Kasuaren und anderen Vögeln, Puder aus roter Erde und ein langer hölzerner Kamm sind fast immer Bestandteile des Haarschmuckes. Kinder schneiden das Haar ganz kurz; nur in der Mitte bleibt ein

schmaler Streifen, ähnlich den Raupen auf dem bayrischen Infanteriehelm, stehen.

Wohl zeigen sich regelrecht bearbeitete Pflanzungen an den Ufern des Bai, doch scheinen die Bewohner mehr durch die Jagd ihren Lebensunterhalt zu beschaffen. Die Pflanzungen erzeugen Pisang, Kokosnüsse und Tabak und sind durch Hecken gegen die Schweine geschützt, die in großer Zahl die Gegend bewohnen. Zum Fischfang dienen Netze aus Bambusfasern, die mit Muschelschalen beschwert werden; doch werden auch mit Bogen und Pfeil Fische erlegt. Pfeile und Speere sind mit Widerhaken an der Spitze gefährlich gemacht; außer diesen Waffen wird meist noch eine Art spitzen Dolches aus dem Schenkelknochen eines Menschen in einem Bande am linken Arm getragen. Aus rotem Thon brennen die Frauen hübsche Töpfe und Schüsseln, während die Aufgabe der Männer neben dem Häuserbau die Herstellung des Schnitzwerks ist, wozu ihnen nur sehr unvollkommene Werkzeuge, meist aus Serpentinsteine, zur Verfügung stehen. Die Bildungsfähigkeit seines Stammes bewies beim Besuch des „Etna“ ein Knabe, der sofort mit Bleistift auf Papier einige Tiere aus dem Kopfe zeichnete, obwohl er noch nie solche Werkzeuge gesehen hatte. Die Dörfer selbst durften die Mitglieder der Expedition in den ersten Tagen ihres Aufenthaltes nicht betreten, da die Papuas drohende Haltung annahmen, wenn sie sich nähern wollten. Doch allmählich schöpften sie infolge des verständigen Benehmens der Fremden größeres Vertrauen und boten als Zeichen des Friedens Wasser in einer Schale, von dem sie selbst vorher getrunken hatten. Nur zu den Tempeln, diesen „Kunstabauten des Steinzeitalters“, versagte man noch den Zutritt. Da versielen die Holländer auf den Gedanken, vor denselben andächtig niederzuknieen, was die Papuas auch wirklich als Beweis der Verehrung betrachteten; sie bestimmten nun selbst einen Tag, an welchem das Innere eines Tempels oder eigentlich Junggesellenhauses erschlossen werden sollte.

Sie sind weit höher als die Wohnhäuser. Einige tragen über dem ersten größeren Dach noch ein zweites kleineres; an den Seiten sind sie mit Holzschnitzereien geziert, welche Vögel, Fische, menschliche Gestalten u. dgl. darstellen und durch lange Guirlanden von Gras, Früchten und Schildkröteneiern verbunden sind. Das Innere des Tempels ist durch einige Öffnungen im Dache schwach erhellt; auch hier giebt es Schnitzereien und Guirlanden und daneben sorgfältig geordneten Schmuck von Bogen und Pfeilen, Speeren, Schweineköpfen, Zähnen und Modellen von Kanoes. Mit Sand gefüllte Holzkästen zur Feuererzeugung, sowie eine Anzahl von niedrigen hölzernen Gestellen, die für die jungen Leute, welche hier die Nacht zubringen, als Kopfunterlagen beim Schlafen dienen, vervollständigen die Einrichtung. Jeder Tempel ist von einer Umfriedigung aus Bambusstäben und Palmenblättern umgeben, von der aus man durch vier Thüren das Innere betritt.

Die Gelegenheit des Tempelbesuchs im Dorfe Tobadi benutzten die Holländer, um auf dem Tempel ihre Flagge anzubringen. Im Vorhof wurden die Gäste zum Sitzen genötigt und ein Häuptling bot ihnen Fische und Kokosnüsse. Nun entfalteten die Fremden ihre rot-weiß-blaue Flagge, über deren Pracht die Papuas entzückt waren. Einige junge Männer befestigten sie, ohne daß man es angeordnet hatte, an ein langes Bambusrohr und kletterten damit unter dem Dach in die Höhe. Sodann wurden die Holländer veranlaßt, in das Innere zu treten und sich auf dem Boden niederzulassen. Sobald nun oben die Fahne flatterte, die man durch eine Lucke gesteckt hatte, eröffneten ungefähr zwanzig junge Eingeborene eine Art Tanz, den sie mit einer Musik auf Rohrflöten begleiteten. Freilich bewegte sich die ganze Musik nur innerhalb zweier schriller Töne und bestand der Tanz nur aus einem kräftigen Trampeln, wobei die Tänzer nicht von der Stelle kamen. Später wurden unter die Frauen Bänder, Perlen u. dergl. verteilt, wobei es auffallenderweise in der größten Ruhe und Ord-

nung herging, ohne daß Schreien, Stoßen und Balgen bemerkt wurde.

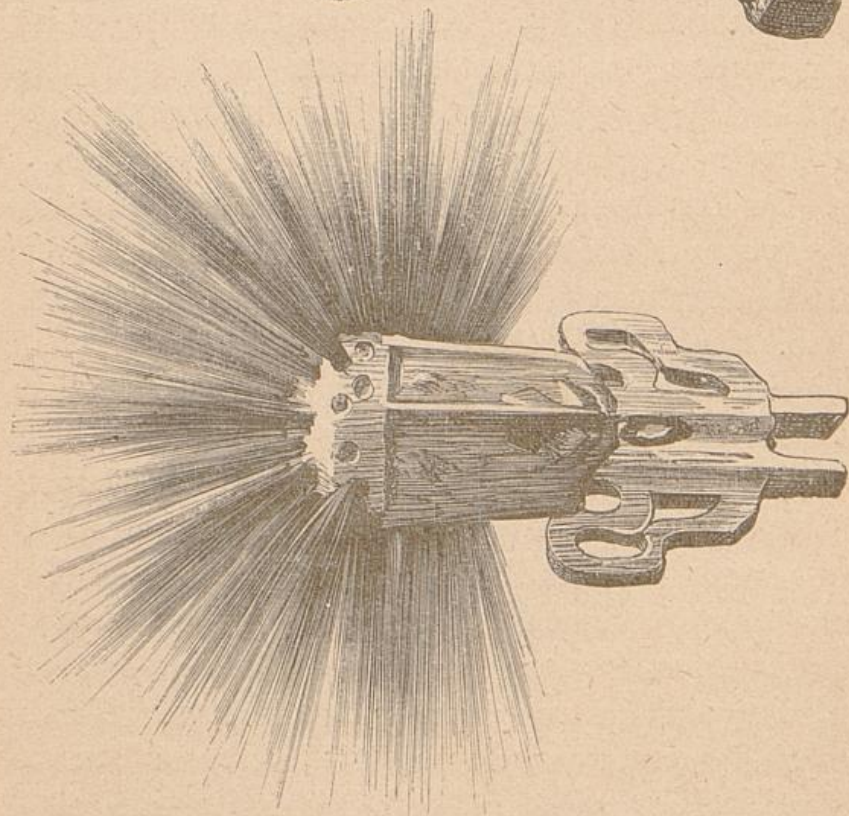
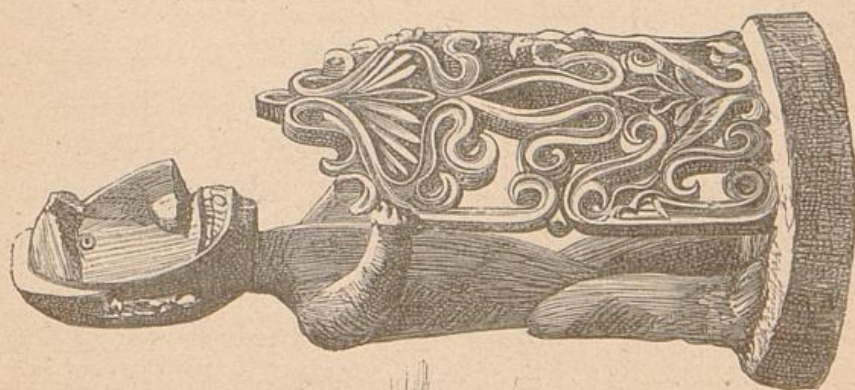
Man hat in den Papuas der Humboldt-Bai sicherlich einen der begabtesten Stämme Neuguineas vor sich, dessen verhältnismäßig hohe Entwicklung um so mehr zu bewundern ist, wenn man bedenkt, daß er ohne Verkehr mit fremden Völkern die ihm eigene Kultur ganz aus sich selbst heraus entwickelte.

Der Bismarck-Archipel.

Den Bismarck-Archipel bilden in erster Linie zwei größere, lange und verhältnismäßig schmale Inseln, von denen die bedeutendere, Neu-Pommern (Neubritannien), in einem Bogen von West nach Nord und die andere, Neu-Mecklenburg (Neuirland), in einem Bogen von Süd nach West verläuft, und eine Reihe von kleineren Inselgruppen und einzelnen Eilanden, die der Mehrzahl nach westlich der beiden Hauptinseln in der Richtung nach Nordost-Neuguinea zu suchen sind.

Neu-Pommern (32 170 Quadratkilometer oder 584,30 deutsche geographische Quadratmeilen groß) ist wie Neuguinea im Innern noch völlig unbekannt und auch der Verlauf der Küsten ist nicht allenthalben mit Sicherheit festgestellt. Gewaltige, urwaldbedeckte Berge erfüllen die Insel und vom Meer aus erblickt man häufig weitgedehnte Flächen offenen Graslandes. Auf der Nordseite liegt eine Reihe teils thätiger, teils erloschener Vulkane. Die bekanntesten derselben sind der Vater (1200 Meter hoch), der Nördliche Sohn (495 Meter) und der Südliche Sohn (900 Meter), die zum Kumpf der Insel gehören und die Mutter (741 Meter) mit der Nördlichen und der Südlichen Tochter, die auf der Gazelle-Halbinsel sichtbar sind, welche nur durch einen schmalen Isthmus zwischen der Spacious-Bai und der Open-Bai mit dem übrigen Lande in Verbindung steht. In der Mitte der Halbinsel erhebt sich der Barzin (früher Beauteemps-Beaupré genannt, zu 547 Meter Höhe). Von diesem Berge aus überblickt

man fast die ganze Gazellenhalbinsel und hat eine prachtvolle Landschaft vor sich, in welcher Thäler, Hügel und Gebirge, Wald, Grasland und bebauete Felder, an die schönsten Gegenden Mittel-



Sdole der Papuas.

deutschlands erinnernd, mit einander abwechseln. In der Ferne gewahrt man das Meer und darüber hinaus wieder die Klüften und Berge der Küsteninseln; zu Füßen kommen gut gehaltene Pflanzungen und kleine Gehöfte zu Gesicht. Auf der Nordwest-

seite des Berges liegt ein Süßwassersee, der in der Mitte eine Insel trägt und weder Zu- noch Abfluß zu haben scheint. Auch der erwähnte Vulkan Mutter besitzt einen Kratersee, der in 900 Meter Tiefe noch keinen Grund ergiebt, keinen Zufluß und keinen Abfluß hat und doch Fische beherbergt. Die Bäche, die von diesen Vulkanen in das Meer hinabrieseln, sind von einem Wärmegrad, der für nackte Füße unerträglich ist, und im Meere macht sich die Hitze durch den Boden des Rahnes bemerkbar. Ungeheure Massen von Bimsstein bedecken den Strand und nach Ausbrüchen, wie im Mai 1878 ein solcher stattfand, ist die See weithin mit diesem Stein bedeckt, „als ob der Boden des Meeres heraufgekommen wäre“, wie die Eingeborenen sich ausdrücken. Zu der genannten Zeit entstand im Norden der Gazelle-Halbinsel an der Westküste der Blanche-Bai eine halbkreisförmige Insel von 21 Meter Höhe in ungefähr 8 Kilometer Entfernung vom Vulkan. In der Nacht des Ausbruchs soll eine Feuerlinie von demselben an quer durch die Bai bis zu der Stelle, auf welcher man am andern Morgen die neue Insel erblickte, sichtbar gewesen sein. Auch die Matupi-Insel in derselben Bai ist eine vulkanische Schöpfung und besteht fast ganz aus Sand und Bimsstein, aber sie ist dicht bevölkert und reich an Kokospalmen. Die Blanche-Bai öffnet sich nach dem St. Georgs-Kanal, der Neu-Pommern von Neu-Mecklenburg scheidet, und in ihm liegt die Neu-Lauenburg- oder Duke of York-Insel (58,40 Quadrat-Kilometer oder 1,08 deutsche geographische Quadratmeilen groß) mit den Inselchen Matada, Ulu und Miofo und 8 anderen. Wir befinden uns hier im Zentrum des Verkehrs; Blanche-Bai, Matupi die Hauptstation des Hauses Hernsheim, Duke of York und Miofo, die Hauptstation der deutschen Handels- und Plantagen-Gesellschaft sind die am häufigsten genannten und am besten bekannten Punkte des Bismarck-Archipels, bei denen wir auch am längsten verweilen werden. Neu-Lauenburg (bei den Eingeborenen Amacata), nach den übereinstimmenden Berichten der Seefahrer eine der herrlichsten Südsee-Inseln, ist über und über mit Pflanzen-

wuchs bedeckt und erzeugt dieselben Früchte, die in reicher Fülle auch den kleineren Nachbarinseln und den benachbarten Bezirken der beiden großen Inseln eigen sind: Kokosnüsse, Taro, Yam, Bananen, Zuckerrohr, Mango, Brotfrucht, Guaven und Betelnuß; Haustiere sind, wie hier überall, Hund, Schwein und Huhn.

Vor wenigen Jahren noch waren die Bewohner dieser Gegenden unverfälschte Wilde. Im Innern von Amacata führt heute noch eine Urbevölkerung von ungefähr 800 Seelen ihr Dasein, die größer, stärker und wilder ist als das Volk der äußeren Insel, in Höhlen unter Bäumen oder auch in hohlen Bäumen wohnt, von Wurzeln und wilden Früchten sich nährt und zum Schrecken der Küstenbewohner hier und da aus dem Busch hervorbricht. Die Eingeborenen der vom Handel berührten Küsten sind in Umbildung begriffen. Sie haben neue, bessere Geräte kennen gelernt und ihre heimische Industrie ist dem Untergang verfallen; die alten Geräte sind verkauft, neue Kultusgegenstände anzufertigen, hindert, wo sie kann, die Mission. So wird mit dem Kultus auch die eigenartige Ideenwelt dieses Volkes dem Untergang entgegengehen.

Trotzdem daß diese Menschen Anthropophagen sind, läßt sich die Bezeichnung Wilde nicht auf sie anwenden. Zwar machen sie infolge des wüsten Haars und der phantastischen Bemalung des Körpers meist einen abenteuerlichen Eindruck, doch zeigt das Gesicht meist einen gutmütigen oder dummen, häufiger jedoch schlauen Ausdruck. Ihre Hautfarbe läßt sich am besten als chokoladebraun bezeichnen. Helle Körperfarbe erweckt ihnen ein gewisses Grauen; darum besteht auch an der ganzen Nordküste von Neu-Pommern der Gebrauch, die Kinder am dritten Tag nach der Geburt über ein Laubfeuer zu halten, damit sie nicht hell bleiben, sondern dunkel werden wie die Alten. Kleidung existierte bei den Männern vor der Einwirkung der Fremden dem Herkommen gemäß nicht, während die Frauen jetzt noch gewöhnlich nur eine Schnur um die Hüften tragen, an der ein paar Baublätter, eine quastenartige Baublüte oder ein kleines,

geflochtenes Schürzchen hängt, eine Last, der man sich zu Hause gern entledigt. In jüngeren Jahren können die Mädchen zum Teil wirklich als hübsch bezeichnet werden, wenn man sich an den breiten Mund und die flache breite Nase gewöhnt hat. Ein hoher hübscher Wuchs, freundliches Wesen und Heiterkeit, die zuweilen in Schelmerci ausartet, gewinnen ihnen bald Freunde; ältere Frauen, denen das häufige Schleppen von Lasten zudem eine gebückte Haltung verliehen hat, sind freilich ungemein häßlich. Die Körpergröße der Männer ist die Durchschnittsgröße der Europäer; in Bezug auf Schädelgestalt müssen die Neubritannier zu den hohen Schmalschädeln gezählt werden. Frauen, ältere Männer und junge Mädchen halten das Haar gewöhnlich kurz, die übrigen Leute tragen es in Wulsten, deren Gestalt dem Schönheits Sinn des Trägers überlassen ist; diese Wulste sind in allen möglichen Farben gefärbt und mit Federn und Federbüschen geschmückt. Ein beliebter Schmuck sind Zähne, Stacheln von Tieren, oder Pflanzen, Perlen oder Perlmutterstücke, die man von außen in die Nasenflügel bohrt und die hauerartig aufwärts gerichtet ein höchst drohendes Aussehen verleihen.

Das Tättowieren ist hier die Sache der Frauen, beschränkt sich aber auf die Herstellung von starken Narben, die sich bandförmig in 2 Streifen vom Rücken über die Schultern nach der Mitte der Brust ziehen. Nur zuweilen sieht man an Frauen Halsbänder oder Armringe, welch' letztere die Männer mitunter duzendweise auf den Oberarmen tragen. Sie sind aus einer Muschel geschnitten; dazu kommen Perlenschnüre von bunten Pflanzenkernen, von Tierzähnen und kleinen Muscheln. Große Muschel- und Schildpattscheiben werden in der Mitte durchbohrt und mit einer um den Hals laufenden Schnur auf der Brust getragen. Hier und da sieht man bunte Bastbänder oder Bast-schnüre um Stirn oder Hüften gewunden. Das sogenannte Hundehalsband, ein Krage mit nach außen gerichteten Menschen- oder Fischzähnen, kleinen Muscheln ist ständige Zierde der Männer. Vom Bart läßt man meist nur einen schmalen Streifen

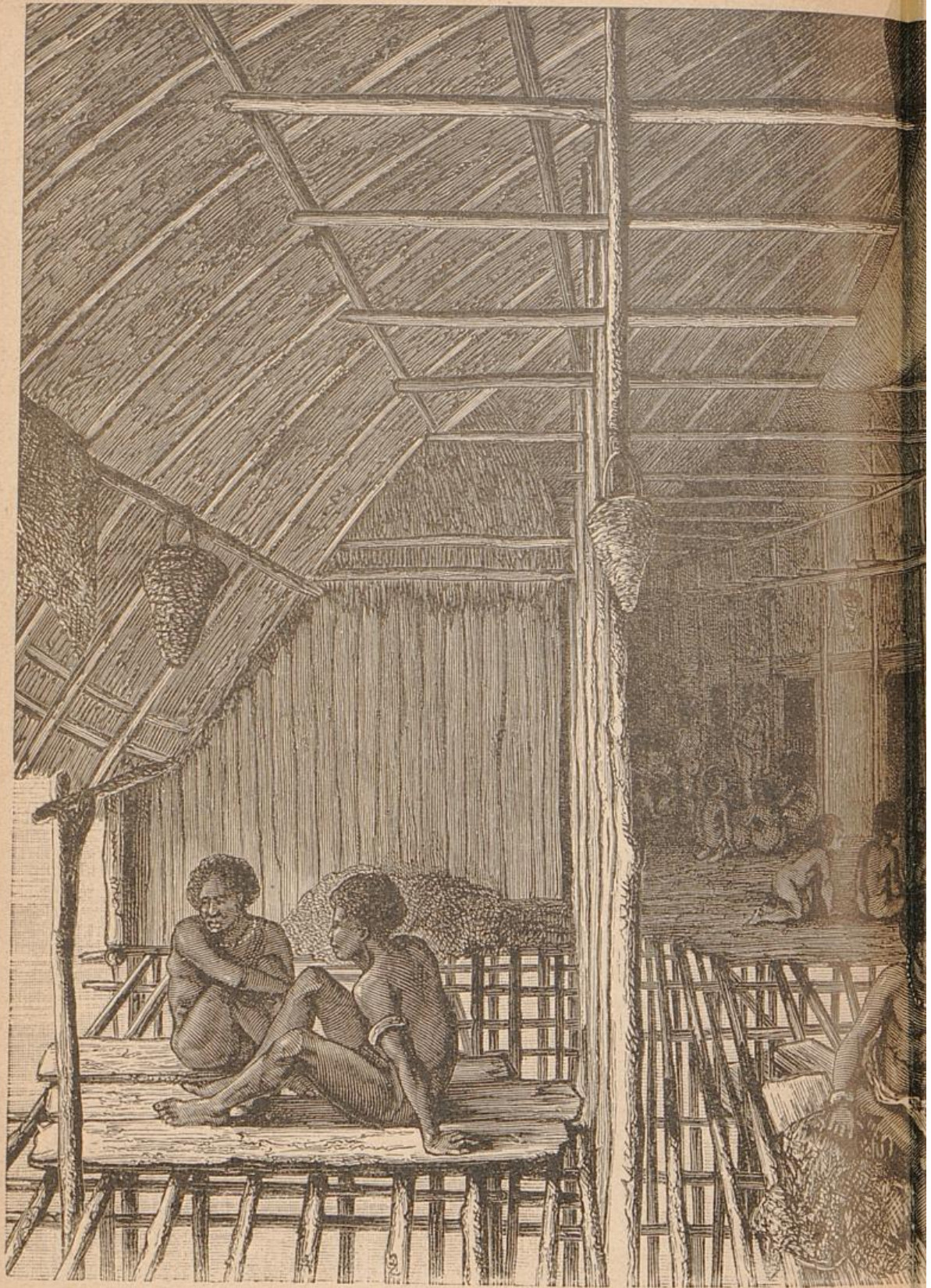
stehen, der wie eine Franse das Gesicht umrahmt; die Haarspitzen werden rot gefärbt. Ihren Körper sind diese Insulaner bestrebt, stets rein zu halten; besonders von Mädchen wird das Baden bevorzugt. Mit einem zusammengelegten Blatte reinigt man, wie dies häufig in der Südsee Brauch ist, schabend die Haut.

Die Häuser sind aus Bambus gebaute und mit Pandanus gedeckte länglichrunde Blätterhütten mit zwei hohen Giebeldächern. Die Häuptlingshäuser sind beträchtlich größer als die gewöhnlichen. Leider ist der Innenraum durch den Rauch des darin brennenden Feuers geschwärzt. An Gerät bietet er wenig: einige auf Füßen stehende Schlafspritschen aus den Seitenwänden zer-spaltener Rähne und die darüber gelegten Matten aus grünen Kokospalmblättern sind zwar kühl, aber sehr rauh. Sechs bis acht solcher Häuser bilden meist, innerhalb einer Bambusumfriedigung stehend, ein zusammengehöriges Ganzes, dessen Hof tadellos rein gehalten wird.

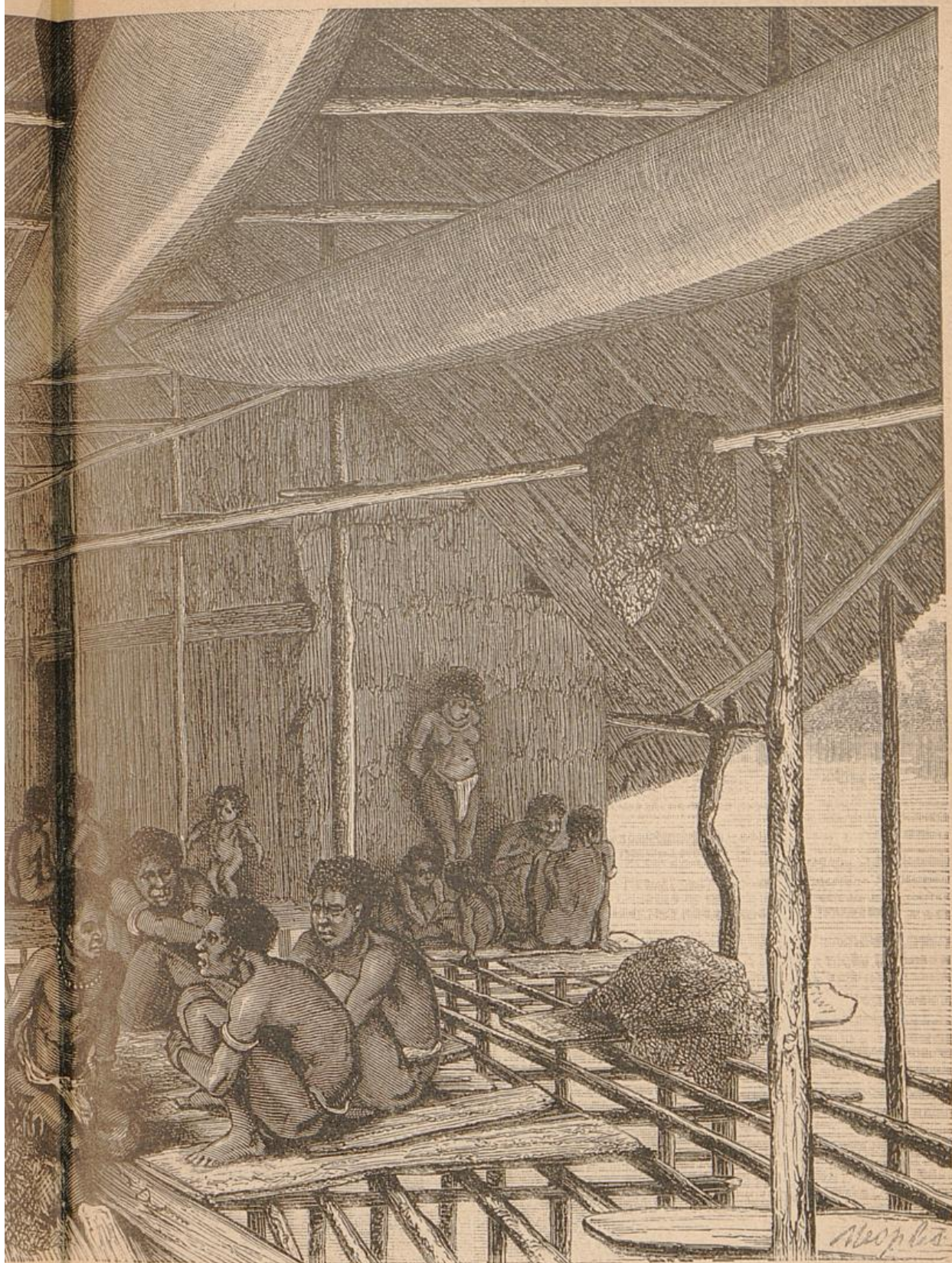
Die Bearbeitung der Pflanzungen, die ehemals mit spitzen Stöcken geschah, ist Aufgabe der Frauen, da es keine Sklaven giebt. Auf der Schulter der Frau ruht überhaupt fast jegliche Arbeit, da nur Handel, Jagd, Fischfang, Krieg, höchstens noch Ernte des Mannes Beschäftigungen sind. Wenn der Hauptzweck ihres Daseins auch unleugbar die Arbeit ist, so ist doch die Stellung der Frau und des weiblichen Geschlechts überhaupt keine völlig untergeordnete. Streng wachen die männlichen Angehörigen einer Familie über die Tugend der weiblichen und die Ehrungen, die man den Toten zu teil werden läßt, sind dieselben für die beiden Geschlechter. Wohl herrscht Vielweiberei, doch kommen selten mehr als zwei Frauen in derselben Familie vor; acht Frauen besitzt kaum der reichste Häuptling. Wer sich verheiraten will, teilt seinen Wunsch und den Namen der Erwählten seinem Vater und, wenn er keinen mehr hat, seiner Mutter oder dem Häuptlinge mit. Dann wird er in den Busch geschickt. Sodann begeben sich seine Eltern zu denen des Mädchens und bieten einen Kaufpreis an Diwarra (dem später zu erörternden Muschel-

gelde). Man feilscht nun, und wenn man endlich einig geworden, begeben sich die Gäste wieder nach Hause. Einige Tage später erscheinen die Verwandten des Mädchens mit diesem im Hause des Bräutigams, wo alle Freunde geladen sind, Geschenke von den Gästen gespendet werden und ein Fest mit Tanz veranstaltet wird; dabei führt man einen Tanz auf, an dem sich ausschließlich die jungen Frauen beteiligen, wobei die Erwählte die erste Rolle spielt. Nach diesem Fest ziehen die Verwandten heim, lassen die letztere aber in dem fremden Hause zurück. Nun erst wird der Bräutigam geholt, der oft weit fort gewandert ist, um den um diese Zeit unheilbringenden Geistern abgeschiedener Verwandten zu entgehen. Mitunter ist er längst von einem feindlichen Stamm getötet worden. Die Eheschließung giebt dem Manne das volle Verfügungsrecht über die Frau. Züchtigungen gehören daher nicht zu den Seltenheiten; auch Macht über Leben und Tod erwirbt der Eheherr. Ein Häuptling in der Blanche-Bai hatte eine junge Frau erworben, der es jedoch in dem neuen Heim durchaus nicht gefallen wollte. Sie weinte, sehnte sich zu den Freundinnen zurück und arbeitete nicht. Endlich riß dem Gatten die Geduld und er sagte ihr, da sie als Frau nichts nütze, müsse sie ihm wenigstens als Speise nützen, und gelegentlich eines Festes wurde sie verspeist, doch gehören solche Fälle zu den größten Seltenheiten. Verlobungen werden oft geschlossen, wenn die Frau noch ganz klein ist; ja sie braucht noch gar nicht geboren zu sein. Namentlich wenn ein Häuptling wünscht, mit einer bestimmten Familie verwandt zu werden, kauft er das Kind schon vor der Geburt, um nicht einen Nebenbuhler zuvorkommen zu lassen. Wird nun ein Knabe geboren, so erhält er den gezahlten Preis zurück, kommt ein Mädchen, so ist dies Eigenthum des Mannes; freilich lebt es bis zum heiratsfähigen Alter, gewöhnlich dem zehnten Lebensjahr, im Elternhause. Arme Männer wenden sich an ihre Häuptlinge, um sich von ihnen eine Frau kaufen und ein Hochzeitsfest ausrichten zu lassen; der Kaufpreis muß dann durch Arbeit oder Kriegsdienste abverdient werden.

Ist aber der Heiratslustige nach des Häuptlings Meinung aus irgend einem Grunde nicht fähig seine Schuld abzutragen, so muß er auf die Ehe verzichten. Meist nimmt man sich die Frau aus einem benachbarten und befreundeten Stamm. Innerhalb der Familie zu heiraten ist streng verboten; selbst im Stamme sind genau die Grenzen gezogen, innerhalb deren Ehen geschlossen werden können. Auch im Kriege ist den Weibern eine Rolle zugewiesen. Sie tragen Speere und Steine hinter den Männern her und feuern sie durch Zuruf an, und an den Greueln, die jeder Krieg im Gefolge hat, beteiligen sich mit Vorliebe die Weiber. In den Martern, die man den Verwundeten und Gefangenen kosten läßt, zeigen sie sich erfinderischer als die Männer, die den Unglücklichen zuweilen durch einen Hieb erlösen, während jene schreiend und jubelnd sich der Zuckungen ihres Opfers freuen. Powell erzählt einen Fall, aus dem sich entnehmen läßt, in wie weit eine neubritannische Mutter den Pflichten der Mutterliebe zu gehorchen weiß. Bei einem Überfall hatte sich eine solche mit ihrem Kind und einem Bündel Muschelgeld aus dem Dorf gerettet. Verfolgt mußte sie sich der einen Bürde entledigen, um schneller vorwärts zu kommen. Sie gab das Kind preis und rettete sich mit dem Muschelgelde. Daß man zu der Charakterstärke des weiblichen Geschlechts kein felsenfestes Vertrauen hegt, mag das hier gebräuchliche Sprichwort beweisen: „Vertraue nie einer Frau ein Geheimnis an, denn deren Zunge geht in doppelten Gelenken.“ Spione belauschen vor dem feindlichen Dorf die schwatzenden Frauen, wobei sie besser als irgend anders ihre Zwecke erreichen. Ist in der Wohnung ein Gegenstand abhanden gekommen, so werden immer die Frauen verantwortlich gemacht, da sie durch gehörige Aufsicht den Diebstahl hätten verhindern können. Die Jagd auf wilde Schweine, an denen das Land überreich, finden wir hier in derselben Weise ausgeführt wie von den Papuas der Astrolabe-Bai. Man erlegt dabei solche Haufen von Tieren, daß die Häuptlinge mitunter ihren Nachbarn Geschenke von überflüssigem



Inneres einer Papuah



Papuhütte in Neuquinea.

Wildbret machen können. Das Anzünden des Grassleckes besorgen wiederum die Frauen mit den Knaben, die schon in der Frühe hinausgeschickt werden; erst später gesellen sich zu ihnen die Männer. Fischfang treibt man auf mannigfache Arten. Entweder wird eine Angelrute genommen, deren Haken aus Schildkrott oder Muschelschale besteht und dem man als Köder ein Fischchen aus Perlmuschel anhängt, oder man spannt kleine Netze auf die Riffe und treibt die Fische hinein, die dann in den Maschen zurückgehalten werden, oder man benutzt ein einfaches Stangennetz und fängt damit eine gewisse Art kleiner, höchst wohlgeschmeckender Fische, die zu bestimmter Zeit die Küsten berührt. Daneben sind Fischfallen in Gebrauch, die mit einem Seile aus gedrehtem Rohre an einem Steine festgebunden sind und die in beträchtlichen Tiefen verwendet werden. Die Falle ist in Form eines Fasses aus Rohr geflochten, an beiden Enden offen, und von der Öffnung laufen auf den Mittelpunkt zu dünne Rohrstäbchen, zwischen deren Spitzen der Fisch stecken bleibt. „Eine andere Falle wird aus Stachelpalmzweigen hergestellt. Sie werden alle an einem Ende zusammengebunden und mit Bast in die Gestalt eines hohlen Kegels gebracht; in dieser bringt man eine Lockspeise an. Ein Stück leichten Holzes ist mit einer langen Schnur an der Falle befestigt. Mit dieser Falle taucht der Eingeborene unter und bringt sie an der Ecke eines Riffs an. Auf den Bindfaden nahe an der Falle wird ein Stein gelegt, so daß das Holz an der Oberfläche des Wassers schwimmen kann. Wenn ein Fisch den Köder sieht, so fährt er in den Kegel hinein und kommt so ohne Schwierigkeit in die Falle. Will er hinterrücks wieder heraus, so fängt er sich selbst in den Stacheln und zerrt durch seine wilden Bemühungen, sich zu befreien, den Bindfaden unter den Stein hervor. Sieht nun der Eingeborene das Holz sich bewegen, so springt er ins Wasser und zieht die Falle ans Land.“ Eine andere Art, Fische zu erbeuten, ist die, eine Schlingpflanze mit betäubendem Saft zu zerquetscht ins Wasser zu werfen; die Fische, welche von der Pflanze

gefressen, kommen hilflos an die Oberfläche, wo sie leicht gefangen werden. In manchen Gegenden Neubritanniens hat man eigene Fischfangdörfer, die auf Pfählen im Wasser stehen und nur zur Zeit der Fischerei bewohnt werden.

Ehe wir die Art der neubritannischen Kriegsführung kennzeichnen, wollen wir die ursprünglichen Waffen dieser Wilden kennen lernen, die leider von den weit gefährlicheren durch den Handel eingeführten Gewehren immer mehr verdrängt werden. Das Beil bestand, bevor man Eisen dazu verwandte, aus einem Holzgriff, in den ein Stein eingezwängt war. Am häufigsten kommt im Kriege die Schleuder zur Anwendung; sie besteht aus zwei Bindsfäden, von je $\frac{3}{4}$ Meter Länge, von denen der eine einen Perlmutterknopf am Ende hat, an dem er gehalten wird. Die beiden Fäden sind durch ein flaches Stück Palmenrinde, auf welchem der Stein liegt, verbunden. Will man die Waffe benutzen, so nimmt man die beiden Bindsfädenenden in die rechte Hand und giebt ihr durch schnelles Drehen den nötigen Schwung. Sobald der Faden ohne Knopf losgelassen wird, fliegt der Stein unter lautem Knall der Schnur hinaus. In ruhiger Stellung verfehlen die Eingeborenen mit der Schleuder selten ihr Ziel; es kommt vor, daß sie einen Vogel in beträchtlicher Entfernung auf dem Baum erlegen. Von Keulen und Speeren werden verschiedene Arten hergestellt. Besonders schwierig in der Anfertigung und hoch im Preise sind diejenigen Keulen, die aus einem großen, runden, tellerartigen Stein mit scharfer Kante und einem Loch in der Mitte, in welchem der Holzgriff steckt, bestehen. Die Durchlöcherung des Granits wird vermittlels Wassertropfen erreicht, die man einzeln darauf fallen läßt, wenn er sich in rotglühendem Zustande befindet. Die gewöhnlichsten Speere verfertigt man aus der harten äußeren Rinde der Kokospalme; die Spitze wird im Feuer gehärtet. Am stumpfen Ende haben diese Speere meist ein Schienbein oder einen Armknochen eines Menschen, da man des Glaubens ist, so die eigene Wurfkraft mit der des andern, dessen Knochen man besitzt, vermehren zu können (s. S. 88). Größere

Gefahr bringt eine Art von Speeren, die an der Spacious-Bai in Gebrauch sind. Auf der Spitze ist mit Wachs oder Harz eine Kasuarfralle leicht aufgeklebt; dringt nun die Waffe in das Fleisch, so erweicht durch die Wärme der Klebstoff, und die Kralle bleibt beim Herausziehen in der Wunde stecken. Die gewöhnliche Ursache der Kriege, die durchaus nicht zu den Seltenheiten gehören, ist das Abfangen und Töten eines Eingeborenen durch Angehörige eines anderen Distrikts, doch sind sie bei den Wilden angeborenen Feigheit nicht besonders blutig und fordern gewöhnlich nur einige Opfer. Meist kommt nur die Schleuder in Verwendung und sind Waffen für das Handgemenge, da man sich bestrebt, nicht zu nahe auf einander zu rücken, überflüssig. Die Kämpfer rennen in dem hohen Grase hin und her und suchen auf alle Weise den Steinen auszuweichen; dies dauert so lange bis endlich doch einer getroffen wird; dann rückt die Partei, aus welcher der glückliche Wurf gekommen, unter lautem Tu-Tu vor und sucht rasch noch einige Leute zu erbeuten oder niederzuschlagen, während die andere gewöhnlich das Weite sucht. Oft fordert die Fehde schon Opfer, bevor man den Kampfplatz betreten hat, indem der Feind, in dessen Gebiet man sich begiebt, den Weg durch Fallen u. dgl. gefährlich macht. So legt man Fallgruben, auf deren Boden und an deren Seiten Speere angebracht werden. Die Grube wird mit Blättern und Gras zugedeckt. Aus gutem Grunde liegt sie seitwärts des Weges und nicht in diesem selbst, da sich dann der Hineinfallende beim Sturz nach vorn noch rasch auf die Seite werfen und den Speeren entgehen könnte, was beim Sturze nach rechts oder links nicht möglich ist. „Ein anderes Verteidigungsmittel besteht darin, zwei Speere in dem langen Grase zu verbergen, auf jeder Seite des Pfades einen, mit den Spitzen nach der Richtung hin, von welcher der Angriff erwartet wird. An der Spitze jeden Speeres ist das Ende eines sehr feinen und äußerst festen Fadens angebunden. Diesen Faden fängt der vorrückende Feind gerade über der Taille und treibt sich so die beiden Speere in den Leib.

Diese Fallen sind sehr gefährlich, besonders für einen Kennenden. Auch steckt man Lanzenspitzen und Stücke von gespaltenem Bambus in den Boden, die wie Messer in den Fuß des darauf Tretenden eindringen." Man schützt sich gegen solche Gefahr durch Führer, die mit langen Stöcken den Boden untersuchen, bevor ihn die Kämpfer betreten.

Das Schickjal der im Kriege Erbeuteten oder Erschlagenen ist uns bereits bekannt; sie werden gefressen. Finsch war auf Matupi im Jahre 1881 zufällig Zeuge eines solchen Schmauses. Sechs Matupiten hatten einen Rachezug gegen ein Dorf in Neubritannien unternommen und dabei zwei Feinde erschlagen, aber auch zwei der Ihrigen verloren. Es gelang ihnen, dieselben ihren Gegnern zu entreißen; ihre Leichen wurden zurückgebracht und begraben. Von den getöteten Feinden war der eine mit einer Hautkrankheit behaftet; daher warf man ihn als ungenießbar ins Meer. Der Körper des anderen wurde im seichten Wasser der Bai kunstgerecht zerschnitten. Am Ufer hockte wie bei anderen Gelegenheiten eine große Menge von Zuschauern. Aber alles ging ruhig vor sich; kein wildes Siegesgeheul wurde gehört, die Männer rauchten ihre Pfeifen und ein junger Mann spielte auf der Flöte wie sonst seine friedlichen Weisen. Da nur die wenigsten Menschenfleisch bekommen konnten, mußten sich die anderen mit Bananen und Yamis begnügen. Ob der Mangel an eßbaren Tieren der Grund zur Entstehung des Kannibalismus gewesen ist oder der Wahn, daß die Eigenschaften des Verzehrten, Stärke, Schlaueit, Mut u. s. w. in die Verzehrenden übergehen, oder ob er religiösen Ursprungs ist, läßt sich kaum mehr feststellen. Die Eingeborenen selbst wissen keinen anderen Grund für den Genuß des Menschenfleisches zu nennen, als ihre Lüsterheit; sie behaupten, es schmecke besser als Schweinefleisch, Schildkröte, Fisch oder Geflügel, und können nicht begreifen, daß der Weiße auf diesen Genuß verzichte, suchen ihre Kannibalenmahlzeiten aber doch vor diesem zu verbergen, da sie wissen, daß sie ihm ein Greuel sind. Es fehlt den unentwickelten

Völkern die uns eingewurzelte Gleichachtung ihrer Mitmenschen oder sie erstreckt sich nicht über die Grenzen der Dorfschaft hinaus. Der Angehörige einer andern Dorfschaft gilt ihnen daher als Beute, die sie nach ihrem Geschmack verwerten zu dürfen glauben. Wohl dünkt uns Menschenfresserei der verdammenswerteste von allen Bräuchen der Naturvölker, und wir sind geneigt, keine Spur eines edleren Gefühls dort zu suchen, wo dieser Brauch heimisch ist, und doch haben wir Zeugnisse vom Gegenteil. Auf der Insel Duke of York lebt der alte Toragood, der Häuptling des Gebiets Rukukuru. Es ist dies ein schrecklicher Menschenfresser. Häufig sieht man zerlegte menschliche Leichen nahe seiner Wohnung an einem Baume hängen. Als Powell in das Haus trat, da sah er diesen Mann sitzen mit seinen Kindern; eines herzte er auf den Armen und zwei andere spielten um seine Kniee — ein Bild vollendeten Familienglücks. Dann rief er seiner Frau zu, Matten für den Gast zu bringen, und in so liebevoll zärtlicher Weise unterhielt er sich mit ihm über seine Kinder, daß es unbegreiflich scheinen mußte, wie ein Mensch mit solchem Reichtum an Liebe im Herzen so scheußliche Verbrechen auf sich laden könne.

Übrigens werden lediglich erbeutete Angehörige von solchen Stämmen verzehrt, mit denen man in Feindschaft lebt, und aus dem eigenen Stamm kann nur zuweilen ein Weib diesem Schicksal verfallen. Wird bei einer Privatstreitigkeit das Mitglied eines befreundeten Stammes getötet, so wird die That durch Erlegung von Muschelgeld gesühnt. Dieses Geld, Diwarra, Devaro oder Tabu besteht aus kleinen Kaurimuscheln, die wie ein Wagenrad auf zerspaltenem Rohr getragen werden. Woher die Muscheln kommen, wissen nur einige Häuptlinge; sie stammen von Nufani, einem Orte an der Nordwestküste Neubritanniens. Bevor sie auf die Rohrstreifen gereiht werden, müssen sie in der Erde bleichen, worauf man ihnen an der Spitze mit einem Stein ein kleines Loch beibringt. Das Diwarra wird nach Längen gemessen. Die kleinste oder sechste Länge ist die eines Fingers,

die fünfte reicht vom Handgelenk, die vierte vom Ellenbogen, die dritte von der Schulter bis zur Fingerspitze, die zweite vom Mittelpunkt der Brust bis zur Hand des ausgestreckten Armes und die erste und größte Länge, das Doppelte der vorhergehenden, geht bei ausgestreckten Armen über die Brust weg von Hand zu Hand. Um den Schatz bei einem feindlichen Überfall doch leicht in Sicherheit bringen zu können, bindet man das Muschelgeld in Gewinden von einigen hundert ersten Längen zusammen. Sechshundert dieser Längen ergeben schon eine Masse, die unbequem fortzubewegen ist. Die Gewinde werden mit Flechtwerk bedeckt, das den Sitzen unserer Rohrstühle ähnelt. Als Maßstab des Verkehrswertes für diese Münze sei bemerkt, daß ein großes Schwein um 30 bis 40, ein kleines um 10 erste Längen zu kaufen ist. Der Besitz von Diwarra entscheidet für Macht und Einfluß; Häuptlinge zeichnen sich durch nichts anderes aus als durch großes Vermögen an diesem Gelde; es giebt welche, die es in solcher Menge besitzen, daß sie es in eigenen Häusern aufbewahren müssen.

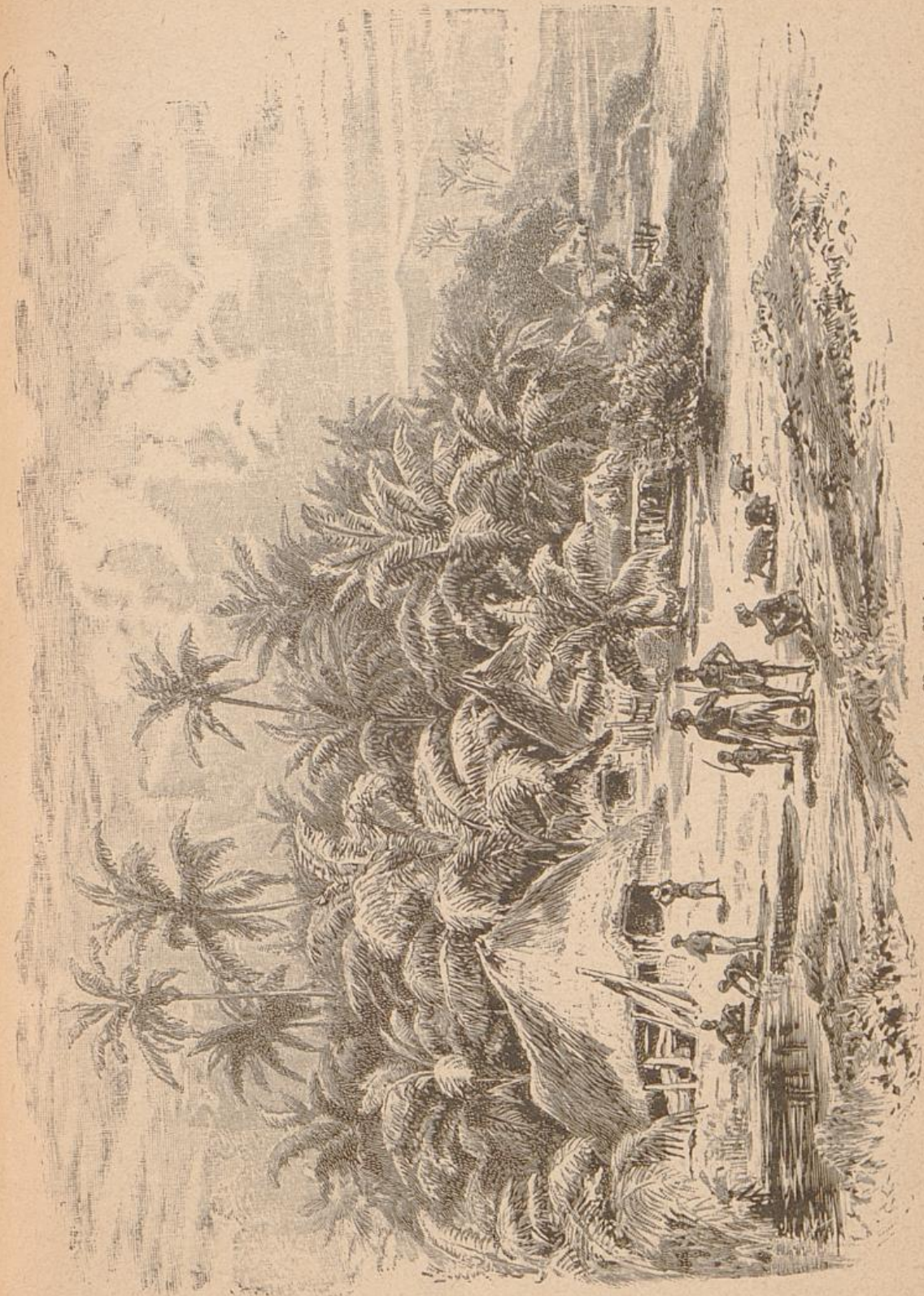
Sie lassen indes auch keine Gelegenheit vergehen, ihre Schätze zu vergrößern, und haben dazu allerhand Mittel erdonnen. So läßt z. B. ein Häuptling einen Kahn bauen. Sodann macht er bekannt, wem an recht reichlichen Fischzügen gelegen sei, der soll so viel Diwarra als möglich in das Kanoe legen. Dieses Geld werde dem Meere überlassen, um die Fische wegen ihrer Verluste beim Fischfang zu versöhnen. Der Kahn wird sorgfältig zugedeckt, ins Meer hinausgestoßen und den Wellen überlassen. Das Diwarra ist vorher in des Häuptlings Schatzkammer gewandert. Erfolgen nun trotzdem Fischzüge mit spärlichem Ertrag, so behauptet der Häuptling, es sei nicht hinreichend Diwarra in jenem Kanoe gewesen. Mag man wohl früher ein kindliches Vertrauen auf die Wirksamkeit solcher Opfer gehegt haben, heute glaubt nicht ein einziger Eingeborener daran und jeder sagt, daß das Ganze Spiegelfechtereie ist, aber sie bringen ihr Opfer gern, weil es ihnen ein Fest mit Tanz ver-

schafft, das der Häuptling nun veranstaltet. Circenses! Spiele! ist der Ruf der das sorgenfreie Volk aus seiner Ruhe aufschüttelt. Zahlreiche Arten von Tänzen sind gebräuchlich. So wird zweimal jährlich der Toberrantanz abgehalten, den Powell folgendermaßen schildert: „Etwa neun Uhr abends saßen wir alle in einem großen Halbkreise. Die



Junge Landsmännin von Miofo.

andere Hälfte des Kreises bildeten Holzstöcke, fertig zum Anzünden. Noch war kein Tanzkünstler zu sehen, aber nach und nach begannen sehr langsam die Tamtams zu tönen, und die Frauen, welche vorn als Orchester saßen, fingen eine Art zauberhaften Gesanges an, den ich nur als eine Verschmelzung von Ragen- und Hundegeheul bezeichnen kann, und der immer schneller wurde. Plötzlich flammte ein Holzstoß auf und wir sahen



Dorf in Neu-Britannien.



Dorf in Neu-Britannien.

überall rätselhafte Geschöpfe aus dem Busche hervorkriechen; sie sahen wirklich wie Teufel aus, wie denn das Wort „Toberran“ die Bedeutung „Teufel“ hat. Einige trugen Masken aus halbierten Schädeln, die mit Gummi zur Form eines menschlichen Gesichts ausgefüllt waren. Diese Masken werden an einem hinter der Mundöffnung des Schädels befestigten Querholze mit den Zähnen gehalten. Auf dem Kopfe trugen die Tänzer lange, schwarze Perücken aus Kokosnußfaser, während der Körper mit abgestorbenen Blättern bedeckt war. Andere trugen keine Masken; ihr Gesicht war überirdisch grün bemalt, und an den Schultern hatten sie eine Art Flügel (hinterher fand ich bei näherer Besichtigung, daß diese wirklich in der losen Oberhaut seitwärts vom Nacken befestigt waren). So kamen denn diese überirdischen Gestalten heran, auf jeder Seite aus dem Busche kriechend, manche mit Schwänzen, manche mit Stacheln am ganzen Rücken herunter, alle, gleichviel mit welcher Körperhaltung oder Körperlage, in schönstem Takte. Auf einmal schwiegen die Tamtams und alle Toberrans stürzten mit einem schrecklichen Schrei in die Mitte des offenen Platzes. Jetzt ertönt die Musik von neuem, und nun beginnt ein Tanz, welcher jeder Beschreibung spottet. Köpfe hier, Arme dort, Beine rechts, Schwänze links und dabei alles in schönstem Einklang, denn wenn ein Arm auf der einen Seite war, so war dementsprechend ein Bein auf der andern. Das Kreischen und Heulen wurde lauter, das Singen wurde Schreien, und während des Tanzes glühten und flammten die Feuer und warfen unheimliche Lichter auf eine der scheußlichsten Szenen, welche zu sehen mir je beschieden war. Hier Teufelsfragen, dort zahnlose Schädel, oben alles voll von blutbeschmierten Armen, unten Beine scheinbar in den letzten Todeszuckungen, und überall der Mond mit seinem, durch die überhängenden Bäume zitternden Lichte, während die Feuer bald riesig auflohten, bald in sich zusammensanken und absonderliche Schatten gaben, welche Dinge sehen lassen, noch schrecklicher als die furchtbare Wirklichkeit! So entsetzlich wir auch einen „Todes-

tanz“ auf unseren Bühnen darzustellen versuchen möchten, nimmer könnte er dem der Eingeborenen in seiner teuflischen und scheußlichen Wirkung gleichkommen!“

Die wichtigsten Feste aber sind die des Duck-Duck, der bedeutendsten, tiefgreifendsten Einrichtung im Leben dieser Insulaner. Jules de Blossville, der im Jahre 1823 mit Kapitän Duperrey in Hafen Praslin an der Südspitze Neuirlands verweilte, brachte die erste Kunde vom Duck-Duck nach Europa. Seine Aufmerksamkeit wurde durch eine groteske Person gefesselt, die, als er das Ufer betrat, zu tanzen begann. Der Tänzer oder der Tanz, so berichtet Blossville, heißt Luk-Luk. Seine lächerliche Kleidung bestand in einem ungeheueren Gürtel von Kuhbaumblättern von neun Fuß im Umfang, der an der Brust seinen Anfang nahm und bis mitten auf die Schenkel herabfiel; oben erhob sich ein vierwinkliger pyramidenförmiger Aufsatz; hinten war er mit Blättern bedeckt und vorn mit einem schwarzen Netze, das mit weißen Figuren geschmückt war. Der Kopf des Wilden war unter dieser Verwummung verborgen; den einen Arm, der mit einem Speer bewaffnet war, streckte er mitten aus den Blättern hervor. Zu diesem Tänzer kam noch ein zweiter. Sie kamen zu den Reisenden heran; dieser konnte sie mit Nuße betrachten und abzeichnen. Dann führten ihn die Häuptlinge in einen Tempel, der an einem Ende offen und durch einen Bretterboden, auf welchem die „Götzen“ standen, in zwei Teile geteilt war. Die Hauptstatue, welche am Eingang stand, war eine menschliche Figur, drei Fuß hoch, grob ausgehauen und weiß, schwarz und rot bemalt. Zu ihrer Rechten befand sich ein großer Fisch und zu ihrer Linken eine unförmige Gestalt, die etwa für einen Hund zu halten war. Auf jeder Seite standen fünf andere Götzen, welche Menschenhäupter von einem Fuß Höhe darstellten, deren Züge sich kaum unterscheiden ließen. Im Hintergrunde war eine vierzehnte Figur von größerem Umfang zu sehen; sie war rot bemalt und ihre Augen bestanden aus Perlmutterstücken; daneben

war eine künstliche Holzschnitzerei angebracht. Die Eingeborenen bezeugten der Figur große Verehrung. Durch zwei große Öffnungen führte der Weg in den unteren Teil des Tempels; der Reisende folgte dem vorangehenden Häuptling auch dahin, sah aber nichts Bemerkenswerthes. Zwei Tamtams und einige Früchte waren im Innern des Hauses aufgehängt.

Den hölzernen Bildern wurden Opfertgaben gebracht und ward von Blossenville im Namen des großen „Götzen“ ein Messer gefordert. „Ich wollte es,“ schreibt er, „natürlich nicht verweigern und gab noch überdies eine Medaille dazu, welche ich dem großen Götzen um den Hals hängen ließ. Ich hoffe, daß man noch in vielen Jahren dieses Weihgeschenk dort wird sehen können.“

Blossenvilles Beobachtungen waren der Kürze seines Aufenthaltes entsprechend oberflächlich und teilweise verkehrt, aber erst in neuerer Zeit wurden sie ergänzt und berichtigt durch die Berichte unseres auf Miofo ermordeten Landsmannes Theodor Kleinschmidt, des ebendort verstorbenen Reisenden Hübner, sowie Bowells und anderer. Diese Berichte weichen allerdings in einzelnen Zügen von einander ab, denn nicht allenthalben ist der Duck-Duck gebräuchlich und sein Zweck scheint nicht für alle Arten seines Vorkommens der gleiche zu sein.

Zu einer bestimmten Zeit des Jahres kündigt ein Duck-Duck-Häuptling, der Hohepriester an, daß der Duck-Duck erscheinen werde. Sobald alle befreundeten Nachbardistrikte davon verständigt sind, wird die Zeit der Eröffnung der Zeremonie festgesetzt. Die Weiber haben nun für Beschaffung der Festspeise zu sorgen, und die Männer arbeiten eifrig an der Herstellung der Masken, was in und bei dem Duck-Duck-Hause vor sich geht, ein Gebiet, dessen Betretung allen in die Duck-Duck-Geheimnisse nicht eingeweihten Leuten, namentlich aber Frauen, aufs Allerstrengste verboten ist. Nur kleine Jungen, die eben laufen und sprechen können, sieht man die Alten bei ihrer Arbeit umtändeln. Diese Kleinen sind von den Eltern in

den Duck-Duck-Bund eingekauft. Werden sie älter, so müssen sie von den geheimen Vorbereitungen zurückbleiben, um erst im 16. Lebensjahre nach Entrichtung der bestimmten Diwarra-Summe wieder in die Gemeinschaft treten zu können. Das Verbreiten der Bundesgeheimnisse zöge unnachsichtlich den Tod nach sich. Selbst wer sich ohne Wissen und Willen dem geheiligten Plaze naht, ist dem Tode verfallen. Zu Kufukuru wurde ein junger Mann durch Unwetter an den Duck-Duck-Platz verschlagen; der Unglückliche ward sofort mit einem Beil erschlagen. Außerhalb der Genossenschaft erfuhr niemand von seinem Schicksal. Wollte eine Frau sich heranschleichen und horchen, so würde ihr unfehlbar ein sofortiger Tod bereitet werden. Während dieser Vorbereitungszeit heißt es: „Der Duck-Duck brüetet!“

Das Duck-Duck-Haus unterscheidet sich im Bau und Aussehen nicht von den anderen Hütten; an jedem Giebelende hat es eine spitze Erhöhung, die einen Schößling trägt. Zum Zeichen, daß das Haus dem Häuptling gehört, sind von einem Schößling zum andern Federguirlanden gezogen und an den Enden der Zweige des Schößlings größere hellfarbene Federn angebracht. Zur Ausrüstung der Tänzer gehört zunächst ein Blätterrock oder Überwurf, der mit zwei Bügeln an den Armen hängt und von da bis zu den Knien reicht (s. S. 120.) Man nimmt dazu die Blätter einer palmenähnlichen, stacheligen Rohrart, die namentlich auf der Insel Maukae-Ulu reichlich zu finden ist, von wo diese Blätter in großen Massen weither von den Eingeborenen mittels Kanoes geholt werden. Diese Blätter werden auf biegsame Rohre oder auf die Stengel einer Viane festgebunden und in Ringen übereinander befestigt. Zu den Bügeln, die auf dem obersten Ring befestigt werden und zum Durchstecken der Arme dienen, nimmt man dasselbe Rohr. Auf diesem Überwurf erhebt sich ein spitzer Turm, „der Kopf des Duck-Duck“, zu dessen Gerüst die abgeschälten Blattrippen einer Palme verwendet sind, deren dünne Enden oben zu einer Spitze zusammengeschnürt

werden und darüber als Zierrat einen Federbusch oder bunten Blätterbusch tragen. Der untere Teil wird durch gefärbte Palmfasern dicht verwoben und nun phantastisch weiter ausgeschmückt und gefärbt. Entweder werden Faserkränze, Faserbündel, Kano-Modelle und dgl. angebracht oder Gesichter mit eingesetzten Muscheln als Augen, Arme und Hände, Zacken und Kränze darauf gemalt. Weiß, rot, gelb, schwarz werden am häufigsten verwendet und aus Pflanzensäften, schwarz aus Holzkohle gewonnen; für die blaue Farbe sorgt das von den Händlern eingetauschte Waschblau. Die Verbindung zwischen dem untern Teil des Turmes und dem obern des Blätterrocks stellen einige Blätterringe und ein breiter, abstehender Faserkranz her, so daß die Arme genügend verdeckt sind. Der Turm sitzt, über den Kopf gestülpt, auf der Schulter, der Rock überdeckt Brust, Unterleib und Schenkel, so daß nur die schwarzen Kniee, Beine und Füße sichtbar sind. Die Hände halten hinter dem Blätterkleide die Turmmaske fest und bewahren sie vor dem Überkippen; auf dem Verlieren derselben während des Tanzes steht Todesstrafe.

Sind die Masken fertig, so wird der Tag des Festbeginnes definitiv bestimmt, damit die Weiber ihre Speisen zureichten können, denn am ersten Tag des Festes wird der Duck-Duck geboren und muß, um leben zu können, gleich fertige Speisen vorfinden. Yams darf nicht verwendet werden, weil er zu leicht sauer wird. Nun werden zunächst die Weiber für ihre Mühen durch ein Vergnügen belohnt. „Sie fahren dann z. B. von der Nioko-Insel in mancherlei Art geschmückt in ihren weißen Kanoes auf das herrliche, durch das Meer zwischen den Inseln gebildete, natürliche Bassin hinaus, schwenken Büsche, jauchzen, schreien, amüsieren sich und sind nun bereit, den erwarteten Duck-Duck zu bewillkommen und zu gleicher Zeit dann auch die sorgfältigst bereiteten, in mancherlei Blätterwerk eingebundenen Speisen an den Häuptling abzuliefern, selbstverständlich aber gegen genügende Entschädigung, denn ohne eine Be-

zahlung verrichtet hier ein Eingeborener nichts für den andern — selbst Kinder kaum für die Eltern.“

Am nächsten Tag begeben sich alle Maskenträger zum angesehensten Duck-Duck-Häuptling des Distrikts. Die Kanoes fahren meist zu dreien und immer nebeneinander und bilden einen geordneten Zug. Sie sind weiß angestrichen und tragen zum Zeichen, daß sie Häuptlingen gehören, wie die Duck-Duck-Häuser eine an den beiden mit Schnitzwerk, sowie mit blauer, roter und gelber Malerei verzierten Schnabelstücken festgemachte Federquirlande; unterhalb der Regelung verläuft ein blauer Streif. (Dieses Fahrzeug, A Gomm, gleichsam der Bucintoro des Häuptlings, wird vor und nach der Festzeit unter einem schützenden Wetterdach auf Pfosten aufbewahrt). In der Mitte sitzt oder steht ein in der beschriebenen Weise verummter Duck-Duck-Tänzer, der sich nach dem Takt der Agohdu-Trommel bewegt, welche von dem hinter ihm sitzenden Manne mit der Linken geschlagen wird. Unter endlosem Sauchzen, Singen und Trommeln geht die Fahrt vor sich.

Nach der Landung hüpfst die ganze Reihe der Verummten dem Hause des Häuptlings entgegen, um dort ein Geschenk an Diwarra in Empfang zu nehmen und einige Tänze aufzuführen. Stumm sitzen dann die 30 bis 40 Masken im Kreise herum und zwar so, daß nicht der geringste Teil ihres Körpers sichtbar ist. Eine Menge von Eingeborenen, auch Frauen, Mädchen und Kinder, ist jetzt um sie versammelt. Das Diwarra-Geschenk wird von den Häuptlingen aus einer Entfernung von 5 bis 6 Schritten mit kräftigem Wurf gegen den Blätterrock geschleudert. Kann es der Duck-Duck-Mann, der nur verstohlen einige Finger hervorstrecken darf, die er ohnehin zum Festhalten seiner Turmmaske nötig hat, nicht erreichen, so steckt es ihm ein Häuptling zu. Nach Verteilung der Geschenke vollführen sie einige ihrer kurzen, hüpfenden Tänze. Die in dem betreffenden Dorfe Heimischen hüpfen sodann nach ihrem Duck-Duck-Hause, die Auswärtigen an den Strand, um unter Sauchzen und Trommeln heim-

wärts zu fahren und die eigenen Duck-Duck-Häuser aufzusuchen. Und nun findet während der folgenden 12 Tage jeden Nachmittag in den beteiligten Dörfern auf dem freien Platze vor des Häuptlings Hause Duck-Duck-Tanz vor dem versammelten Volke statt, das während dieser Zeit für andere Dinge weder Zeit noch Sinn hat. Im Duck-Duck-Hause versammeln sich die Tänzer,



Kostüm des Duck-Duck-Tänzers.

legen ihre Masken um und begeben sich von hier auf den Festplatz, der nach dieser Seite durch eine Wand aus aufgestellten Kokosblättern abgeschlossen ist, welche ihr Herrannahen verdeckt. Bald läßt sich Geschrei vernehmen, das bald lautem Schmerzensschreien und dann wieder hellem, kurzen Jauchzen ähnelt und woran der die Garamudh-Trommel Spielende erkennt, wann der Tänzer kommt.



Dud = Dud = Tänzer.



Dud = Dud = Tänzer.

Diese Trommel ist aus einem Stück Holz geschnitten, hat den hohlen Ton einer Tonne und wird nicht mit Schlägeln bearbeitet, sondern mit einem hartgeräucherten Rohrstock gestoßen, „wobei der Musikant das untere Ende des Stockes so lose innerhalb der einen Hand auf der geeigneten Stelle neben die Öffnung hält, daß derselbe frei auf- und niederspringen kann; mit der anderen Hand wird der Stock gestoßen, diese aber nach jedem Stoße zur freien Bewegung desselben weit geöffnet. Um ein fortwährend gleichmäßiges Trommeln zu erzeugen, bedarf es für diese Art der Musik einiger Geschicklichkeit.“ Der Spieler beginnt seine Musik, und im nächsten Augenblick taucht der Tänzer hinter der Wand hervor. Bald auf dem einen bald auf dem andern Bein hüpfend, führt er nach dem Takte der Musik verschiedene Bewegungen aus und durchmißt in dieser Weise acht- bis zehnmal einen Kreis (s. S. 121), worauf auf der Trommel ein längerer Triller ertönt und der Tänzer in derselben Weise, wie er gekommen, wieder forthüpft. Die Tänze dauern nur kurze Zeit, denn die dicke Blätterbekleidung und der turmartige Aufbau über dem Kopfe erzeugen selbst für die ganz nackten Einwohnern eine Hitze, die ihnen den Schweiß in Strömen vom Körper rinnen läßt. Selten bewegen sich zwei der Tänzer zu gleicher Zeit, da dies ungleich schwerer ist und gemeinschaftlich eingeübt sein muß, denn die Kunst besteht darin, daß genau die gleichen Bewegungen und Biegungen von den beiden vorgeführt werden; höchstens 5 bis 7 Minuten dauert ein solcher Tanz, nur manchmal ausnahmsweise eine Viertelstunde, wobei er auch nicht mit der Garamudh-, sondern der Algohdu-Trommel und einem eigentümlichen Gesange begleitet wird, wozu sich 8 oder 10 Mann auf dem freien Platze niederlassen und einer oder zwei von ihnen mit der Hand das Gidechsenfell schlagen, mit welchem das Instrument überspannt ist. Sind die 12 Tage vorüber, während der wohl auch die Weißen, wenn sich solche in der Nähe befinden, einmal von einem Duck-Duck-Tänzer besucht und mit einigen Sprüngen beehrt werden,

wofür sie sich mit einem kleinen Geschenk an Tabak u. dgl. erkenntlich zeigen, dann ist der Duck=Duck der Oberwelt müde und er muß sterben. Aber wie bei seinem Eintritt in die Welt muß er auch beim Abschied noch eine gewaltige Mahlzeit zu sich nehmen. Die Weiber kochen und braten wieder zwischen Blättern und heißen Steinen Tag und Nacht, um ganze Haufen von Speisen fertig zu stellen, die nach dem Duck=Duck-Hause geschafft, und dort in ebenso viele große Bündel geteilt werden als Duck=Duck-Masken vorhanden sind. Die während der Festzeit angesammelten Geschenke an Diwarra, Glasperlschnüren, Halsbändern, Spiegeln, Messern, Perlmutterchalen, Rattunstückchen u. s. w. werden an die angesehensten Eingeborenen und namentlich an auswärtige Häuptlinge verteilt, die ein großes Ehrgeschenk gespendet haben. Ein zweifaches „Mi“ der Versammlung drückt den Beschenkten die Freude über die Annahme der Sachen aus. Hierauf werden die Speisenbündel nebeneinandergelegt und zu jedem wird eine Kule (die Turm-Maske) gestellt, um anzuzeigen, daß der Duck=Duck essen soll. Ungefähr 10 Minuten sitzt die Versammlung lautlos da. Dann erheben sich zwei der Ältesten, jeder mit einem roten Dracaenen-Blatte in der Hand, und jeder begiebt sich an ein Ende der Bündelreihe, wo sie das Blatt vor sich hinhaltend an dem letzten Turme eine Minute lang stehen und dann einige Worte sprechend die Plätze wechseln. Wiederum sprechen sie unter schweigendem Harren der Anwesenden 5 bis 6 Worte an die Kules und werfen dann die Blätter gegen die Türme. Da stürzen plötzlich unter lautem Geschrei, wie besessen, mehrere junge Leute auf die Türme zu, ergreifen sie und tragen sie ins nächste Dickicht. Jetzt ist der Duck=Duck tot. Nun nimmt man sich eiligst der Speisen an und es wird ein Appetit entwickelt, als ob wochenlanges Fasten vorhergegangen wäre; allgemeine Heiterkeit beschließt den Tag. Der nächste ist der Verbrennung der Masken gewidmet, und da die riesigen Haufen Speisen nicht bewältigt werden konnten, bleibt für heute, oft auch noch für morgen Vorrat zu einem

tüchtigen Mahle. „Hat der Häuptling,“ erzählt Kleinschmidt, „vielleicht einen ihm besonders befreundeten Weißen zum Sterbefest des Duck-Duck eingeladen, so bekommt auch dieser als Zeichen der Achtung ein kleines Geschenk, sollte es vielleicht auch nur eine glänzend geschliffene Perlmutterchale sein. Außerdem werden auch wohl zufällig anwesende Fremde, die jedoch zur Duck-Duck-Gemeinschaft gehören müssen, eingeladen. So waren die neubritannischen Eingeborenen, welche meine Bootsbesatzung bildeten und unter welchen sich geschickte Tänzer befanden, auf Mioko seitens des Häuptlings Pip Lip sowohl zu dem Feste als auch zum Festessen eingeladen. Die gute Sitte erheischt indes, daß solche geladene Gäste beim Sterbefeste, nachdem sie dem Duck-Duck-Hause nahe gekommen, sich schüchtern stellen, vorerst abseits Platz nehmen und nur nach vorhergegangener, mehrmaliger, ausdrücklicher Einladung näher kommen und sich innerhalb des Kreises der Einheimischen niederlassen. Als besonders artig aber wird es angesehen (jedenfalls ist es auch ebenso komisch), wenn die Fremden, sobald man zur Eröffnung der Speisebündel, also zum eigentlichen Festmahle schreitet, sich dankend zurückziehen, was dann auch meine neubritannischen Eingeborenen, unter welchen sich einige sehr eingebilddete Bengel befanden, wirklich thaten. Dafür werden aber solche Leute, und so wurden auch meine, dann ein paar Tage nachher, wenn der Häuptling noch einmal ein, und zwar das letzte Festmahl zum Besten giebt, besonders eingeladen und müssen nun tüchtig zulangen. Damit schließt die Zeit der Duck-Duck-Zeremonie für das laufende Jahr, um sich im nächsten in derselben Weise zu wiederholen.“

Die Aufnahme in den Bund ist mit Erlegung von Diwarra und einer höchst lästigen Bedingung verknüpft. Der Kandidat muß einige Monate lang in sitzender Stellung in dem Duck-Duck-Hause des ersten Duck-Duck-Häuptlings seines Distrikts zubringen; während dieser Zeit darf er weder sprechen noch darf ihn ein Weib sehen, doch wird er gut gefüttert und selbstverständlich sehr fett. Ist die Zeit vorüber, so führt er einen Tanz auf, die

Weiber können ihn wieder sehen und er ist nun Mitglied der Genossenschaft. Von nun an muß er sich des Schweinefleisches, sowie des Genusses bestimmter Seetiere enthalten, da er sonst sterben würde.

Neben den regelmäßig wiederkehrenden Festen hat indes der Duck-Duck auch mitunter eine außergewöhnliche Aufgabe. Wird z. B. jemand von der Häuptlingsfamilie krank, so wird ein Duck-Duck veranstaltet und es heißt, daß der Kranke, wenn er ihn sieht, entweder gesundet oder schnell stirbt. Weiteren Berichten zufolge hat der Duck-Duck noch wichtigere Funktionen. Er ist Polizist, Richter und Henker. Ein Duck-Duck-Mann wandert in seiner Vermummung durch den Busch, von Dorf zu Dorf durch ein eigentümliches Geschrei sich ankündigend, damit Frauen und Kinder ihm aus dem Wege gehen können, und seine Aufgabe ist, die Rechtspflege zu üben, Verbrecher zu strafen und Geschädigte zu entschädigen. Ist jemand von einem andern beleidigt oder bestohlen worden, so klagt er beim Duck-Duck, indem er ihm eine Summe Diwarra übergibt, damit er sich der Sache annehme. Ein Vermummter begiebt sich zum Hause des Frevlers und fordert die Herausgabe des gestohlenen Gutes oder Schadenersatz. Leistet dieser nicht sogleich Folge, so steckt er sein Haus in Brand und im äußersten Fall tötet er ihn. Durch seine Vermummten erläßt der Häuptling, dessen Macht einzig im Duck-Duck zum Ausdruck kommt, Gesetze und treibt Steuern und Abgaben ein. Der Beauftragte führt in der bekannten Vermummung vor den Eingeborenen einen Tanz auf, um dann einen Tribut an Diwarra zu fordern, so z. B. zur Zeit des Pflanzens und Reifens bestimmter Früchte; er legt zu bestimmten Zeiten das Tabu auf gewisse Früchte, die dann unangetastet bleiben müssen.

Auch als Drakel dient der Duck-Duck. Es ist z. B. ein Mann gestorben und die Angehörigen kamen zum Häuptling und heulen: „Unser Vater ist tot; bitte frage den Duck-Duck, wo er hinkommt, zum Boinoman oder zum Bo-Boinoman, zum

guten oder bösen Geist." Hat nun der Verstorbene viel Vermögen hinterlassen und große Geschenke gemacht, so lautet der Drakelspruch: „Er kommt zum Boinoman“ d. h. er kann neben der Hütte begraben werden. Im anderen Falle kommt er zum Bo-Boinoman und wird im Busch verscharrt. Ob die Duck-Duck-Zeremonie mit der des Toberran in Beziehung steht, ist nicht deutlich ersichtlich; daß sie mit dem Schädelkultus zusammenhängt, scheint aus einem Berichte hervorzugehen, wonach der Duck-Duck-Mann Schädel in die Hütten der Familien von Verstorbenen gebracht hat. Das Nähere hierüber fehlt jedoch, zumal über die religiösen und sozialen Geheimnisse der Eingeborenen bei der Verschwiegenheit der Eingeweihten und der Unkenntnis der Nichteingeweihten wenig in Erfahrung zu bringen ist. Missionäre erfahren, da sie im Interesse ihrer Bekehrungsversuche solche Bräuche öffentlich lächerlich machen, überhaupt nichts.

In seinen sozialen Zwecken scheint indes der Duck-Duck-Bund den geheimen Genossenschaften zu ähneln, die bei den Naturvölkern ebenso verbreitet sind als sie es zu allen Zeiten bei den Kulturvölkern waren.

Sie treten überall auf, wo es gilt, religiöse, soziale oder nationale Ideen zu wahren oder in Ermangelung einer kräftigen Einherrschaft den Rechtszustand aufrecht zu erhalten. Der Burah-Bund, der Egbo und der Mumbo-Yumbo unter den westafrikanischen Negeren sind derartige Einrichtungen, und die heilige Behme des Mittelalters, ja auch die Genossenschaft der bayrischen Habersfeldtreiber, die noch im Jahre 1883 durch nächtliche Justizakte Beweise ihres Bestehens gegeben, sind aus derselben Notwendigkeit hervorgegangen.

Solch tiefer liegende Gründe für die Entstehung ihrer Einrichtung sind den Eingeborenen des neubritannischen Archipels selbstverständlich unbekannt. Wer in dem Duck-Duck nicht den großen Geist sieht, dessen Vertrauensperson der Häuptling und dessen Repräsentanten die Vermummten sind, der deutet die Zeremonie als aus der Willkür einzelner Personen entsprungen,

und Powell erhielt in bezug darauf von einem Eingeborenen der Insel Duke of York, der offenbar dem Bunde nicht angehörte, die charakteristische Erzählung: „Viele Monsune ist's her, da zankte sich ein junger Mann mit seinem Vater und seiner ganzen Familie und ging eigenmächtig in den Busch. Da er nichts zu essen hatte, wurde er sehr hungrig und versiel zuletzt auf ein Mittel, sich Eßfleisch zu verschaffen. Er machte sich einen großen Kopfsputz aus Rohr, malte ihn mit Betelnußsaste und brachte Augen auf ihm an wie die des Kasuars. Er bekleidete sich dann mit Blättern, so daß seine Hände vollkommen frei und doch nicht sichtbar waren, nahm eine Keule und wanderte fort durch den Busch, wobei er, um die Leute zu erschrecken, Lärm machte. So überraschte er viele Knaben und Mädchen, welche er tötete und aß. Schließlich wurde das so arg und jedermann war so entsetzt, daß des jungen Mannes Vater, ein großer Krieger und Häuptling, das Ungeheuer zu besiegen beschloß. Er überwältigte diesen Duck-Duck im Kampfe und warf ihn zu Boden; da rief der Besiegte aus, er sei des Häuptlings Sohn, und wenn der Vater ihn leben lassen werde, so wollte er ihm zeigen, wie er mächtig werden und viel Diwarra bekommen könne. Da schenkte ihm der Häuptling das Leben, und das Ungeheuer, welches so viele erschreckt und getötet hatte, wurde seinem Besieger unterthan. Hinfort lebte der Duck-Duck allein in einem Tabu-Hause und jeder fürchtete sich, dem Plaze nahe zu kommen. Wenn irgend jemand so kühn war, dem Häuptlinge nicht zu gehorchen oder ihn zu beleidigen, so nahm der Duck-Duck Rache und ließ ihn seine Unbesonnenheit bitter bereuen. Das wirkliche Geheimnis der Furcht der Leute beruhte darauf, daß sie nicht wußten, was der Duck-Duck war; sie schrieben ihm übermenschliche Kräfte zu und dies gab ihm natürlich großen Vorteil, namentlich im Falle eines Kampfes. Weiber und Kinder erhielten den Befehl, ihm aus dem Wege zu gehen, da er sie sonst gewiß töten würde, wenn er sie im Busche träfe. Das ließen sie sich nicht zweimal sagen. Im Verlaufe der Zeit

stellte sich die Nothwendigkeit heraus, andere in das Geheimnis einzuweihen. Dies geschah stets unter dem Eide der Verschwiegenheit, und so verbreitete sich die Sache von einem Orte zum andern.“

Ob in Neu-Mecklenburg außerhalb des südlichen Theils dieselben oder ähnliche Sitten und Zeremonieen heimisch sind, wissen



Alter Eingeborener mit dem Halskragen.

wir nicht. In Pflanzen- und Tierwelt und im wesentlichen auch in bezug auf die Menschenwelt bietet es dasselbe Aussehen wie Neu-Pommern. Neu-Mecklenburg (11690 Quadratkilometer oder 212,3 deutsche geographische Quadratmeilen groß), ist namentlich im Süden hoch und bergig und im Innern mit dichtem Urwald bedeckt, während sich an den Küsten Kokoshaine



Wasserfall.

n
r
t
e

aneinanderreihen. In Hinsicht auf die Bevölkerung hat man den Norden vom Süden zu unterscheiden. Im Norden und Osten nämlich sowie auf Neu-Hannover begegnet man einer hellern, kupferfarbenen Bewohnerschaft, während im Süden die von den Neubritanniern her bekannte Hautfarbe angetroffen wird. Ob diese helle Bevölkerung auf Einwanderung von polynesischen Inseln aus dem Südosten oder von mikronesischen aus dem Norden zurückzuführen, ist noch nicht entschieden. Ältere Seefahrer schildern die Neuirländer als die gebildetsten des neubritannischen Archipels. Sie wollen ein geregeltes Religions-system bei ihnen gefunden haben. Aus neuerer Zeit erfahren wir über ihre Tempel Folgendes. Wann ein Angehöriger einer reichen Familie stirbt, so begiebt sich ein Verwandter zum Buschstamme im Rossel-Gebirge (im Westen der Insel), das ein Kreidelager besitzt. Von den Eingeborenen kauft er eine Kreidefigur, nach dem Geschlechte der Leiche eine männliche oder weibliche. Diese bringt er in sein Dorf und übergiebt sie im Geheimen einem Häuptling, dessen Amt es ist, solche Figuren anzunehmen. Dieser stellt sie in eine Art von Totenkapelle, welche in dem Innern eines größeren Gebäudes errichtet und mit allen möglichen bunten Pflanzen geschmückt ist; hier bleibt die Figur neben den anderen, vordem aufgestellten, stehen. Man nimmt an, daß der Geist des Verstorbenen einen Aufenthaltsort auf Erden haben müsse, sonst würde er seinen lebenden Anverwandten Schaden zufügen. Frauen ist es bei Todesstrafe untersagt, in den Bereich des Totenhauses zu kommen oder auf die Kreidebilder zu blicken. Es scheint dies eine Bestätigung der oben mitgetheilten Beobachtung Blossvilles zu sein; nur hat der letztere irrtümlich den Totentempel mit dem Duck-Duck in Verbindung gebracht. So finden wir den Ahnenkultus wieder, wenn auch nicht in der sonst üblichen Form der Schädelverehrung.

Die „Gazelle“ hatte im Jahre 1875 Gelegenheit, bei den Neuirländern einen außerordentlichen Hang zum Stehlen und Feindseligkeit gegen die Fremden kennen zu lernen. Ein Schiffs-

beamter hatte sich unvorsichtigerweise allein in das sumpfige Dickicht gewagt und darin verirrt. So fand ihn ein Trupp Eingeborener, der ihn sogleich mit Speerwürfen begrüßte. Seine Vogelflinte versagte und im Revolver hatte er nur zwei Schüsse. Er wäre wahrscheinlich zur Beute und Speise der Wilden geworden, wenn nicht seltsamerweise unter diesen selbst plötzlich ein Beschützer für ihn aufgetreten wäre, der ihn in Geleit nahm und die übrigen im Hinweis auf die sichere Abndung seitens des nahe gelegenen Schiffes vom Angriff abzustehen veranlaßte. Zum Zweck von Vermessungen hatte der Schiffskommandant zwei Kutter ausgeschickt. Einer derselben hatte die Byronstraße zwischen Neu-Hannover und Mausoleum-Insel vermessen und war auf seinem ganzen Wege von mehreren hundert Eingeborenen, die wahrscheinlich Tauschhandel treiben wollten, verfolgt worden. Als der Kutter einmal wendete, begannen sie plötzlich mit Speeren zu werfen. Der Steuermann wurde in dem Augenblick, als er sich nach den Wilden umwandte, durch einen Speer, der ihm den rechten Oberarm durchbohrte und noch etwa einen Zoll tief in die Brust eindrang, verwundet. Einige Gewehrschüsse wurden aus dem Kutter abgefeuert, welche jedoch die Wilden nicht abhielten, mit gleicher Geschwindigkeit dem segelnden und rudernden Kutter zu folgen. Erst als einer der Angreifer, auf hundert Schritte durch die Gurgel geschossen, tödlich verwundet ins Wasser fiel, hielten es die übrigen für das beste sich ins Meer zu werfen und von der Verfolgung abzustehen. Der andere Vermessungskutter wurde ebenfalls angegriffen und konnte sich auch nur durch Erlegung eines Eingeborenen der Verfolgung entziehen.

Weiter südlich zeigten sich die Bewohner der Ostküste friedlicher und kamen ohne Waffen an den Strand. Die Dörfer sind hier auffallend reinlich gehalten und fast jedes von einer Korallenmauer umgeben; zahlreiche Fußsteige führen an der Küste entlang und in den Wald; auch sind die Geräte besser als anderwärts. Viel Phantasie und Fertigkeit in der Ausführung be-

funden die Neuirländer in Herstellung ihrer Schnitzereien und Malereien, namentlich an Kanoes und Waffen und ihren Gesichtsmasken (s. S. 136), die in allen möglichen Formen bei Festen in Verwendung kommen. Im Nordosten der Insel werden diese Masken zu einem ganz eigenartigen Zweck benutzt. Durch Masken verdeckt verkehren in den ersten Tagen des Mai die verfeindeten Stämme miteinander, freilich nur um Anlaß zu neuen Streitigkeiten zu suchen. Jeder Stamm ist dort der Feind des andern; jede Woche kommen Morde vor; die Getöteten finden im Magen ihrer Feinde ihr Grab. Jeder schnitzt und malt nach eigenem Geschmack eine Maske, die niemand gezeigt wird, da man völlig unerkant bleiben muß. Ist sie fertig, so versteht sie der Besitzer mit einem Zeichen und bringt sie in das Maskenhaus. Wenn alle hergestellt sind, wird ein großer Umzug mit sämtlichen Masken gehalten. Sodann ziehen die Männer des einen Stammes völlig verumumt und mit den Masken vor dem Gesichte zum nächsten Stamm, wobei auf dem ganzen Weg eine Muschel geblasen und auf Holztrommeln geschlagen wird. Im Dorfe angekommen führen sie einen Tanz auf, der einen furchtbaren Anblick darbietet. Sodann setzen sie sich den Feinden gegenüber und essen mit ihnen, doch verhält man sich dabei höchst vorsichtig, da die Gefahr einer Vergiftung nicht ausgeschlossen ist. (Es kommt z. B. vor, daß das Gift aus den Eingeweiden eines grünen Korallenfisches in die Sagofuchen eingeknetet wird.) Nach der Mahlzeit werden die Masken beider Stämme betrachtet, verglichen, beurteilt und verhöhnt. Die Verhöhnung drückt man aus, indem man den Gegenstand steif ansieht, mit der Fußspitze Erde und Sand aufscharrt und in gellende Lache ausbricht, wodurch dann der Anlaß zu erbittertem Kampfe für den nächsten Tag gegeben ist. Mit dem Ruf Siwa ga mani! (bis zur Morgenröthe!) gehen die Feinde auseinander, um sich am nächsten Morgen auf dem Kampfplatz wieder zu treffen.

Hernsheim hält die Masken für Karikaturen der eigenen Physiognomie des Verfertigers, wobei die in der Nase getragenen

Stacheln bis zu großen Hauern verlängert werden; oder sie sollen Fische darstellen, deren Flossen mit farbigen Federn nachgebildet sind. Der letztgenannte Reisende ankerte in einer Bucht an der Westküste der Insel und schreibt in seinen „Südsee-Erinnerungen“ von den dortigen Eingeborenen: „Das schöne Geschlecht geht hier nicht ganz nackt; die Lenden umspannt ein Bindfaden, an dem vorne und hinten ein kleines frisches Blättchen hängt und auf dem Kopfe wird eine seltsam gestaltete, große Mütze aus Pandanusblatt getragen.“ Anfangs waren die Leute ängstlich und wurden erst durch Geschenke vertrauter. Ihre Hütten sind groß und lustig aber im Innern ohne alles Gerät. Ein seltsames Musikinstrument ist hier im Gebrauch. Es ist ein massives, rundes Stück Holz bis zu 2 Meter Länge, dessen obere Fläche geglättet und von drei Einschnitten durchzogen ist, die sich nach der Mitte zu erweitern und vertiefen. Streicht man mit der feuchten Hand über die Öffnungen, so lassen sich 3 verschiedene Töne hören.

Hernsheim unternahm mit seinen Begleitern einen kleinen Streifzug gegen das Innere der Insel hin und erzählt darüber Folgendes: „Die Wege, oder richtiger gesagt, die Pfade, laufen in buntem Durcheinander nach allen Richtungen; bald an einem tiefliegenden, sumpfigen Tarofelde vorüber, bald durch eine Bananenpflanzung, meist unter dichtem Laube eines üppigen Urwaldes. Ein etwa halbstündiger Marsch brachte uns nach einer Bambusumzäunung, die einige 15 bis 20 unregelmäßig unter Kokospalmen umherstehende Hütten umschloß. In einem offenen Schuppen nahmen wir Platz und wurden, wie üblich, mit Nüssen bewirtet. Die Hütten waren alle von derselben Form und Konstruktion, niedrig lang gestreckt, mit halboffenem Aufbau an beiden Seiten. Nur eine etwas abseits stehende war von anderer Gestalt und bedeutend höher. An das längliche Oval stieß eine breite, geschlossene Veranda. Die kleine, dunkle Thüröffnung, deren untere Hälfte mit rot und weiß bemalten Brettern zugestellt war, lag uns gerade gegenüber und erweckte unsere Neu-

gierde in nicht geringem Grade. Unser Freund und Führer schien unsere Wünsche zu erraten, besprach sich mit einigen älteren Männern und ging uns dann voran, dem mysteriösen Hause zu. Wir traten ein, konnten aber anfangs in dem dunklen Raume nichts erkennen; erst nach und nach sahen wir, daß eine Wand die Vorhalle von der runden Hütte vollständig trennte, denn nirgends konnten wir eine Öffnung entdecken. Als sich unsere Augen mehr an das Dunkel gewöhnt hatten, bemerkten wir mit nicht geringem Erstaunen, daß die ganze Wand aus geschnitzten und bemalten Holztafeln und Brettern zusammengesetzt war. Rechts und links in den Ecken standen große Holzfiguren, auch von den Dachbalken herab hingen Schnitzereien; leider jedoch war es bei weitem zu dunkel, um irgend etwas genau unterscheiden zu können. Nun schob unser Führer in der Mitte der Wand einige Bretter zur Seite und durch die dadurch entstehende kleine Öffnung krochen wir in den inneren Raum, der vollständig leer, ganz ohne Fenster oder Thür, nur durch die spärlichen Lichtstrahlen erhellt wurde, die ihren Weg durch schadhafte Stellen des Blätterdaches fanden. Der Boden war mit weißlichem Sande sauber bestreut, die Wände bestanden aus Flechtwerk und waren stellenweise mit Holzschnitzereien bekleidet. Welches der Zweck dieses sonderbaren Gebäudes war, konnten wir nicht ausfindig machen Nur so viel glaubten wir verstehen zu können, daß dieser Raum nicht immer leer bleibt, sondern von einem Weibe bewohnt wird.“

Beim Verlassen der Hütte suchten die weißen Gäste den Eingeborenen ihr Staunen über die schönen Dinge und ihr Bedauern auszudrücken, daß sie in der Dunkelheit so wenig gesehen. Da hatte denn eine besonders wertvolle Schenkung von Messern und Beilen, welche die Fremden spendeten, den unerwarteten Erfolg, daß die Neuirländer nach kurzer Beratung sämtlich in die Hütte zurückliefen und nach wenigen Minuten mit den Schnitzereien in den Händen zurückkehrten, die sie den Gästen zu Füßen legten. „Waren wir,“ sagte Hernsheim, „vorher schon

verwundert gewesen, so kannte unser Erstannen jetzt keine Grenzen, denn diese Reliefschnitzereien und durchbrochenen Arbeiten zeugten von einem bereits so entwickelten Kunstsinne und einer so großen Fertigkeit in der Vollendung, wie man ihn niemals bei einem Volke erwartet hätte, das in jeder anderen Beziehung noch bei den ersten Anfängen der Kultur steht, das Kleidung noch nicht kennt und dem die Muschel noch das einzige Material zu seinen allerprimitivsten Werkzeugen liefert.“

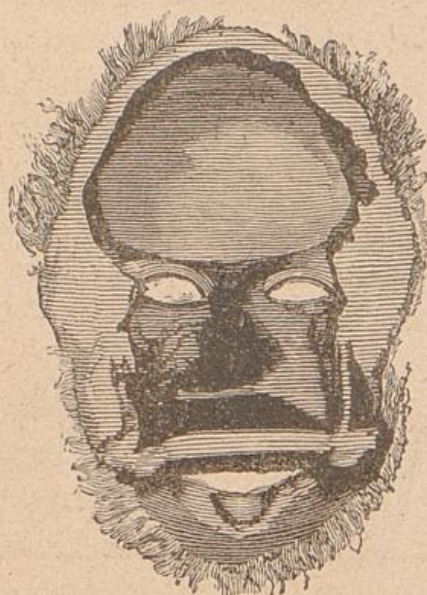
Es sei schließlich eine ungewöhnliche Sitte der Neuirländer erwähnt, der sich diejenigen Mädchen zu unterwerfen haben, welche in das heiratsfähige Alter getreten sind. Sie werden innerhalb des eigenen Hauses in einen Käfig gesteckt, der gewöhnlich einen Stock hoch errichtet ist, und darin, umwunden mit Kränzen aus wohlriechenden Blumen, ungefähr 4 Wochen gefangen gehalten. Der Raum ist so klein, daß sie nicht aufrecht stehen, sondern nur sitzen oder liegen können. Nur zur Nachtzeit dürfen sie ihr Gefängnis verlassen. Unter demselben hat ein altes Weib Platz oder ein kleines Kind.

An Neuirland schließt sich nordwestlich, durch die Steffen- und Byronstraße getrennt und einen Schwarm kleiner Inseln verbunden, Neu-Hannover (1376,5 Quadratkilometer oder 25 deutsche geographische Quadratmeilen groß), die kleinste der drei Hauptinseln des Bismarck-Archipels. Von der Küste an herrscht, so weit das Seewasser seinen Einfluß übt, Mangrovevegetation, die dann einem breiten Gürtel hochstämmigen Waldes Platz macht; am Fuß des Gebirges breitet sich Grasland aus und das Gebirge selbst ist mit Urwald überzogen. Als die „Gazelle“ am Kap Queen Charlotte vor Anker lag, war sie stets von ungefähr 40 bis 50 Kanoes umschwärmt, deren Insassen mit den schwimmend Daherkommenden ein ohrenzerreißendes Geschrei vollführten, das nicht eher endete, als bis sie alle ihre mitgebrachten Tauschartikel losgeworden waren. Aus der Ferne vermeint man in jedem Neuhannoveraner einen Greis zu sehen, da sie ihrem kurzen krauswolligen Haar mit Kalk eine weiße

oder gelbe Färbung geben. Viele von ihnen beseitigen auf der einen Seite des Kopfes den Haarwuchs ganz und gar. In äußeren Ohrrande und im Läppchen tragen sie Holzringe. Auf der Brust liebt man kleine weiße Schilder von Muschelschalen zu tragen, in deren Mitte eine runde schwarze Verzierung von Schildpatt liegt. Mit Ketten und Bändern aus Muschelschalen und Fruchtkernen werden Arme und Leib geschmückt. Auch hier sind die Hütten ohne jegliches Gerät, obwohl den Eingeborenen



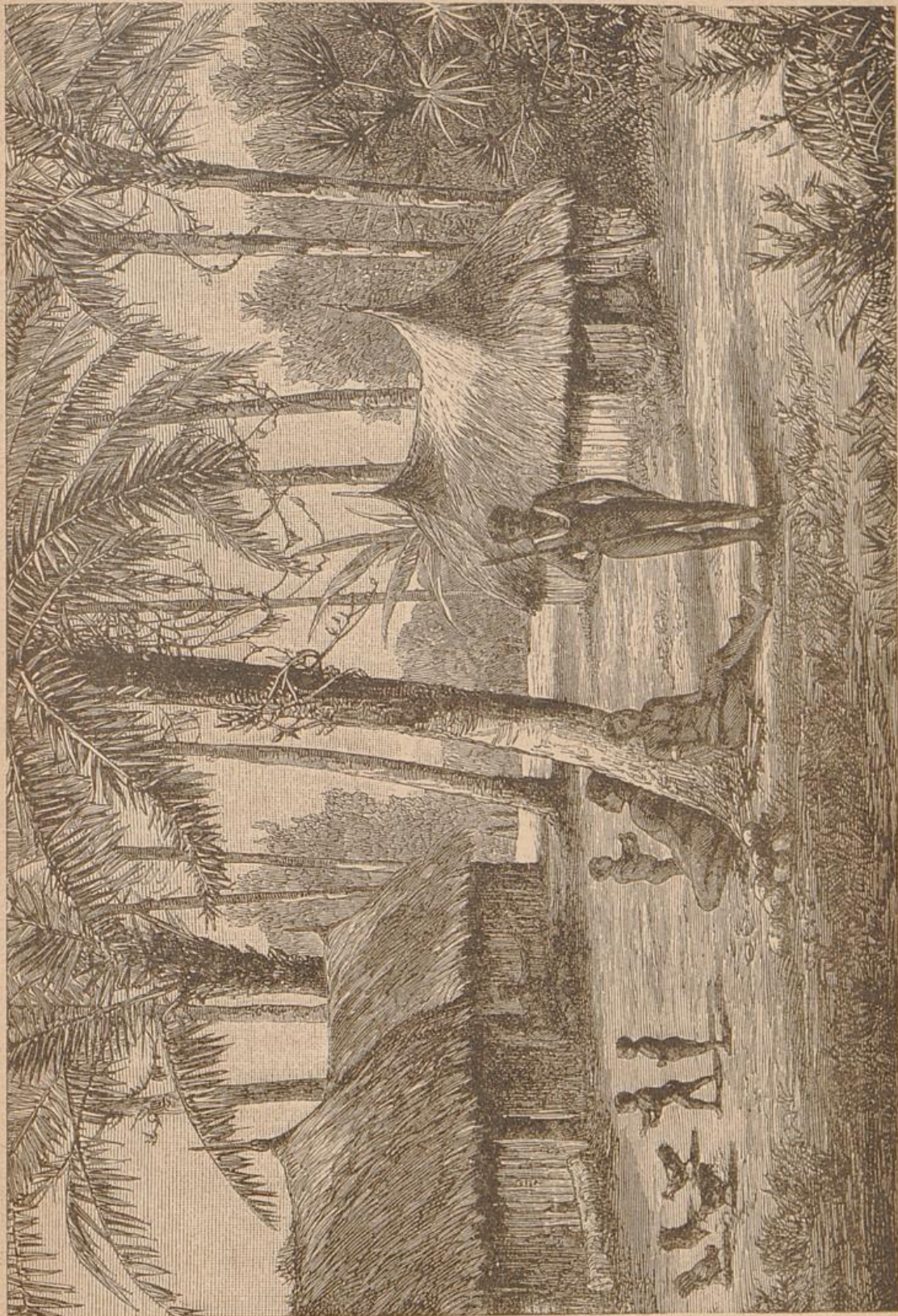
Vorderseite.



Rückseite.

Schädelmasken, Blanche-Bai, Neubritannien.

große Geschicklichkeit in Handarbeiten eigen ist. Als Waffen benutzen sie wie auch die Neuirländer und meisten Neubritannier weder Pfeil noch Bogen, sondern Speere und Keulen; als Musikinstrumente Trommeln und Pansflöten, die aus mehreren Bambusröhrchen abnehmender Länge zusammengesetzt sind. Zur Anfertigung solcher Gegenstände dienen aus Stein und Knochen gefertigte, sehr scharfe Meißel, die zum Teil mit hölzernen Stielen versehen sind; es scheint, daß die Herstellung der Gerät-



Dorf auf Dute of Dort.



Dorf auf Dute of York.

schaften, Kultusgegenstände u. s. w. hier eine der vielen Aufgaben der Frauen ist. Zum Tausch brachten sie an die „Gazelle“ ihre Schmuckgegenstände, Speere und Masken, um dafür bunte Lappen, Flaschen und Papiertragenschachteln zu erhalten. Besonders letztere stachen den unwissenden Naturkindern ins Auge, die den Wert von Beilen und Messern noch nicht zu schätzen wußten, obgleich die Schachteln, da sie alle Augenblicke damit unter Wasser schwammen, in ihren Fingern zerweichten.

Der Diebsfinn scheint unter den Bewohnern von Neuhammover noch mehr entwickelt zu sein, als unter ihren neuirländischen Nachbarn. Bei dem Besuch der „Gazelle“ suchten sie sich meist den Taschen der Weißen zu nähern und diese im günstigen Augenblicke zu leeren. So ließ sich der Kommandant einst von einem Wilden auf der Flöte vorspielen, und während dieser mit der einen Hand sein Instrument hielt, versuchte er mit der andern seinem Zuhörer das Taschentuch herauszuziehen. Eine derbe Ohrfeige und einige Schreckschüsse waren seine Strafe. Übrigens begriffen diese Wilden recht wohl, wenn die Europäer rauhe Worte hören ließen oder Züchtigungen androhten, daß Stehlen ein Unrecht sei, und waren dann verschämt und demütig.

An der Südwestseite der Insel scheint den Bewohnern, deren Dörfer hier an kleinen Flüssen, etwas landeinwärts liegen, eine höhere Ausbildung des Stammesfinnes eigen zu sein. Wenn sie zum Zwecke des Tauschhandels zur „Gazelle“ kamen, hielten sich die Angehörigen des einen Dorfes streng getrennt von denen des andern, wie sie auch nie den Weg des Nachbardorfes benutzten. Wahrscheinlich steht auch hier, wie in dem Norden Neuirlands, jedes mit jedem in Feindschaft. Bezüglich des Diebsfinns aber stimmten sie mit ihren nördlichen Nachbarn völlig überein. Der Schiffsoffizier, der mit Sammeln von ethnologischen Gegenständen betraut war, verfiel deshalb auf das Mittel, rings um sich in den Sand einen Kreis zu ziehen, den er mit wichtiger Miene als Tabu bezeichnete. Obschon die Eingeborenen den Kreis nicht zu überschreiten wagten, wurde ihm doch einmal ein Beil ent-

wendet, worauf die ganze Gesellschaft davonlief. Nun zeichnete er ein Beil in den Sand und ein Viereck daneben und bedeutete dem stehengebliebenen Häuptling, in dieses Viereck müsse das Beil wieder gelegt werden. Wirklich dauerte es nicht lange, so wurde das Beil zurückgebracht. Sogar ein Boot suchten sie in ihre Gewalt zu bringen, ließen sich durch mehrere blinde Schüsse nicht schrecken und gaben ihr Vorhaben erst auf, als einem der Diebesgesellen die Wade durchschossen wurde. Schließlich richteten sie ihr Augenmerk auf die Wäsche, die am Lande getrocknet wurde, und während sich der eine Teil der Eingeborenen mit den Matrosen unterhielt, stahlen die anderen vom Gebüsch aus ein Stück nach dem andern. Als man ihnen den Raub abnehmen wollte, griffen sie an und eröffneten mit bewundernswerter Geschicklichkeit einen Hagel von Speeren und Steinen. Die Matrosen, unbewaffnet wie sie waren, mußten ebenfalls zu Steinen ihre Zuflucht nehmen, wurden aber laut von jenen gehöhnt, da ihre Würfe nur halb so weit reichten als die der Insulaner. Erst ein vom Schiffe aus abgegebener Granatschuß ließ sie eiligst entfliehen. Um sie büßen zu lassen, marschierte der Kommandant mit einer Abteilung Matrosen auf die Dörfer zu. Die Eingeborenen machten sich kampfbereit, und von allen Seiten ertönten Muscheln und Trommeln. Am Fuß einer Reihe von Hügeln, von welchen einer mit steilen Wänden besetzt war, erwarteten sie den Feind. Dort empfingen drei Häuptlinge den Kapitän, der allein zu ihnen ging und ihnen klar machte, weshalb er käme und daß er mit Hilfe seiner bewaffneten Abteilung imstande sei, ihre Dörfer niederzubrennen und sie zu töten. Darauf gaben sie ihre Mißbilligung des Diebstahls zu erkennen und brachten auch sogleich einen der geraubten Gegenstände herbei. Der Kommandant erklärte sich befriedigt und kehrte zurück. Obschon sie nun sicher waren, schickten sie doch auch noch die anderen gestohlenen Sachen zurück, die sie erst aus einem andern Dorfe holen mußten. Sie waren also zum Bewußtsein ihres Unrechts gelangt.

Über die Admiralitäts-Inseln, welche Le Maire und Schouten im Jahre 1616 zuerst gesehen haben, erhielten wir erst durch den „Challenger“, der sie 1875 anlief, einige Kenntnis. Den Mittelpunkt der Gruppe bildet die große Admiralitäts-Insel oder Taui; um sie lagert sich ein Schwarm kleinerer Eilande: Los Negros, Jesus Maria, La Bendola, d'Entrecasteaux und andere, die sämtlich niedrig, flach und mit Korallenriffen umgeben sind, während Taui vulkanischer Entstehung ist und im Innern bis zu 1600 Fuß Höhe ansteigt; im Südwesten ist sie eben. Gewöhnlich rechnet man die Burdy-Inseln, die südwestlich abliegen, zu der Admiralitäts-Gruppe und nimmt für sämtliche Inseln eine Fläche von 1982,60 Quadratkilometern oder 36,03 deutschen geographischen Quadratmeilen; die Hauptinsel allein zählt 1718 Quadratkilometer oder 31,2 deutsche geographische Quadratmeilen; Jesus Maria 110 Quadratkilometer oder 2 deutsche geographische Quadratmeilen. Nur sehr wenige dieser Inseln scheinen bewohnt zu sein. Üppige Vegetation bedeckt die Hauptinsel, und die kleineren, flachen tragen namentlich viele Kokospalmen. Von Tieren findet man Schweine, Hunde, die Beutelratte und 28 Arten von Landvögeln, Schildkröten und große Eidechsen. Die Eingeborenen messen 1,65 Meter im Durchschnitt (Weiber 1,55 Meter), sind von schwärzlich-brauner Farbe, doch erscheinen Knaben und Mädchen weit heller als die Erwachsenen. Merkwürdigerweise sind die Arme verhältnismäßig kurz. Das dicke, krause Haar wird in fegewischartiger Form phantastisch oben auf dem Kopfe zusammengebunden, oder in anderen willkürlichen Koiffüren geordnet, mit rotem Thon und Öl beschniirt und mit einem Kamm, an dem man Federn oder Bänder anbringt, geschmückt. Die Augen, über denen man die Brauen mit Obsidian abrasirt, sind von dunkelbrauner Farbe, die Backenknochen hervortretend; die Nase ist klein. Der Ausdruck des Gesichts ist durchaus kein stumpfer, mitunter sogar ein sehr ansprechender. Aber auffallend ist bei vielen Personen eine enorme Größe der Vorderzähne; dazu kommt eine Ver-

chiedenheit in der Stellung derselben, indem sie bei dem einen schräg nach vorne ragen, bei dem andern senkrecht stehen; immer tritt die obere Reihe vor der untern zurück. Diese Großzähigkeit scheint erblich zu sein. In der durchbohrten Nasenscheidewand hängt häufig ein Strang mit Hunde- und Ruskuszähnen bis über den Mund herab oder es ist ein langes Knochenstück quer durchgesteckt. Schultern und Arme werden von beiden Geschlechtern kunstlos tätowiert und der Körper mit Vorliebe durch grelle Farben bestrichen. Den Rücken zieren federne geschmückte Menschenknochen, namentlich Stücke vom Schulterbein. Die Männer tragen Armbänder aus geflochtenen Gras und Baumasern und aus geschliffenen Muscheln, sowie Schildpattringe in den weit heruntergezogenen Ohrläppchen. Zum Schmuck ist auch ein schmaler Gürtel aus Tarorinde zu rechnen, der bei dem männlichen Geschlecht gebräuchlich ist, denn die eigentliche Kleidung besteht nur aus einer Muschel; die Frauen haben um den Leib einen breiten Blätterrock, der bis über die Kniee hinabreicht.

Die Wohnungen, aus Holzstämmen errichtet und mit Palmblättern bedeckt nehmen sich aus wie lange Heuschaber. Die Wege und freien Plätze werden mit weißem Sand bestreut. Tempel mit Götzenbildern und großen, mit Schädeln geschmückten Trommeln hat man vorgefunden. Auf der Insel d'Entrecasteaux fand man ein mit Mauer und Thor befestigtes Dorf. Eine gewisse Stufe künstlerischer Entwicklung ist auch hier nicht zu verkennen. Abgesehen von der Bemalung, mit der Kanoes, Thürpfosten, Trinkgefäße, Waffen (leichte Wurfspeere und verschiedene Messer) und Götzenbilder versehen sind, findet man an Schiffen, Wohnungen und Gerät sorgsam ausgearbeitete Schnitzereien und Malereien, und hinter der Palmblätterumzäunung, von der drei bis vier benachbarte Hütten meist umzogen sind, sogar schwache Anfänge von Ziergärtnerei durch Gesträuche mit glänzenden Blüten. Von Gräbern fanden die bisherigen Besucher von Taui keine Spur; möglich, daß die Toten im gebirgigen Teil

des Innenlandes bestattet werden. Menschenfresser sind diese Insulaner nicht. Kokosnüsse, Sago, Taro, Bananen und Zuckerrohr, Schweine, Kuskus, Fische und Tauben bieten ihnen die tägliche Nahrung. Betelkauen ist auch hier Gebrauch.

Sehr begierig sind sie auf Eisen, von dessen Überlegenheit über ihre Obsidian- und Muschelwerkzeuge sie überzeugt sind; das einheimische Beil besteht aus einem Holzgriff mit Spalte, in die ein Stein eingezwängt wird; bei den Messern befestigt man mit Klebstoff und Schnur die Obsidianspize an den Griff. In dieser Vorrichtung sowie in der Bauart der Kanoes unterscheiden sich die Eingeborenen der Admiralitäts-Inseln von denen benachbarter Gruppen. Ihre außergewöhnlich großen Kähne, welche 10 bis 15 Mann fassen, besitzen nämlich gegenüber dem gewöhnlichen Auslieger noch eine Plattform, und als Segel dienen viereckige Matten, die hoch am Mast emporgezogen werden.

Außer den erwähnten Trommeln findet man als musikalische Instrumente noch Muschelhörner, eine Art Maultrommeln aus Bambus und kleine Flöten.

Schließlich mögen noch einige ihrer gesellschaftlichen Gebräuche hier erwähnt werden. Die Weiber scheinen in abgesonderten Häusern zu wohnen; Vielweiberei ist in Gebrauch. Von der Sprache ist uns nur eine kleine Anzahl von Wörtern bekannt. Bejahung wird angedeutet durch leichtes Aufwerfen des Kopfes, Verneinung durch Anschlagen auf beide Seiten der Nase oder indem man mit dem Zeigefinger der rechten Hand von oben nach der Nasenspize schlägt; um die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, läßt man einen zischenden Ton vernehmen, während man, umgekehrt wie bei uns, durch eine abwehrende Bewegung der emporgehobenen Hand einen andern zum Herankommen veranlassen will. Im allgemeinen scheint der Charakter dieses Volkes gutmütig und heiter zu sein.

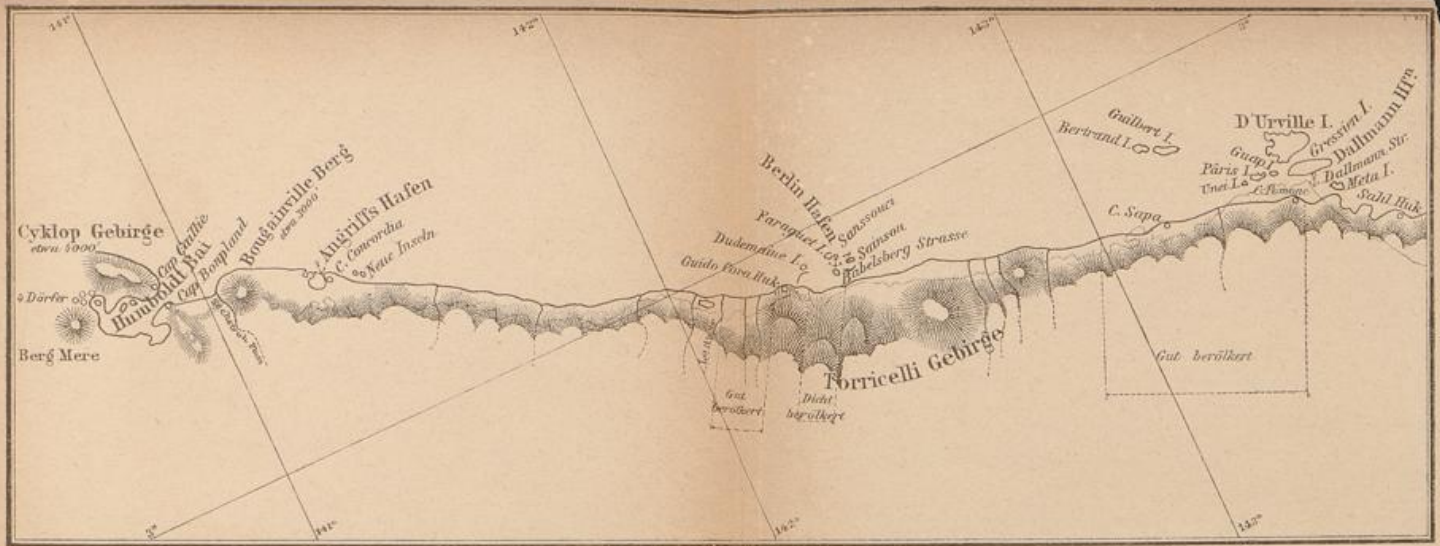
Die Gruppe Agomes oder die Hermit-Inseln (zusammen 11,45 Quadratkilometer oder 0,21 deutsche geographische Quadratmeilen groß) ist ein im Jahre 1768 von Bougainville entdecktes

großes Lagunenriff mit 13 teils flachen, teils höheren Inseln, deren bedeutendste in der Lagune liegt. Die Südseite der Gruppe ist bloßes Riff. Westlich daran liegt die Insel Boudeuse (10 Quadratkilometer oder 0,20 deutsche geographische Quadratmeilen groß). Die Eingeborenen der Hermiten erzählen, daß ihre Vorfahren von Taui nach Agomes gekommen seien. Die Bevölkerungszahl ist sehr gering, da erst im Jahre 1875 eine durch Überschwemmung der niederen Inseln und daraus hervorgehender Ausdünstung der faulenden Vegetation erzeugte Epidemie zahlreiche Erkrankungen mit tödlichem Ausgang im Gefolge hatte. Die Eingeborenen machen äußerlich nicht den günstigen Eindruck wie ihre östlichen Nachbarn, denen sie an Hautfarbe gleichen. Das Haar wird nicht gepflegt, sondern wächst im Gesichte und auf dem Kopfe in lange Zipseln aus, die mit schwarzer Erde und Öl eingeschmiert werden, so daß sie einzelne dicke Fransen bilden. Die Großzähigkeit findet sich auch hier, ebenso auch eine merkwürdige Verkürzung der großen Zehe. Die Bewohner der Gruppe sind nicht reine Melanesier; es kommen mikronesisch-melanesische Mischlinge vor, da ein reger Verkehr mit den westmikronesischen Inseln Yap und Palau und der Ninigo-Gruppe besteht, deren Bevölkerung ebenfalls den Mikronesiern beizurechnen ist, obwohl die Insel geographisch zu Melanesien gehört. Diese ebenfalls durch Bougainville entdeckte Gruppe oder die Schiquier-Inseln (50 Quadratkilometer oder 0,90 deutsche geographische Quadratmeilen groß), besteht aus zwei Lagunen mit kleinen, flachen, bewaldeten Inseln. Über ihre helleren und schlichthaarigen Bewohner sind wir indes sehr ungenügend unterrichtet, da sie bei Annäherung eines Schiffes, eingeschüchtert durch den langjährig in diesen Gegenden getriebenen Menschenraub, schleunigst ihre Dörfer verlassen, um auf weiter entfernten Inseln Schutz zu suchen, wohin ihnen die Schiffe der Riffe wegen nicht folgen können.

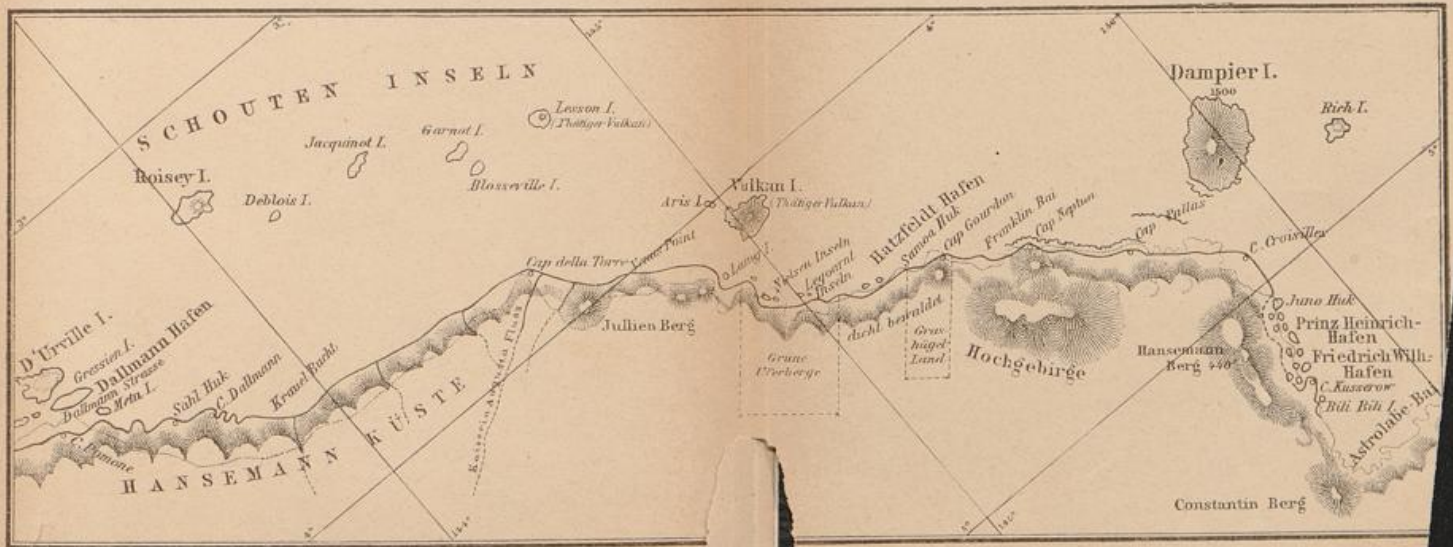
Nördlich der Hermiten liegen die Anachoreten oder Kaniet-Gruppe (3,40 Quadratkilometer oder 0,27 deutsche geographische

Quadratmeilen groß), die auch Bougainville zuerst erblickte. Sie sind eine Kette teils niedriger, teils hoher, auf einem langen Riff liegender Eilande. Auch hier ist mikronesisch-melanesische Bevölkerung. Als die „Gazelle“ hier landete, flüchteten sich die Eingeborenen in gewaltiger Furcht in den nahen Wald, faßten aber später Vertrauen, kehrten zurück und zeigten sich nun äußerst harmlos im Verkehr. Sie hatten hübsch gearbeitete Speere und aus Federn hergestellte Schmucksachen, die sie in den Haaren trugen und gerne zum Tausch gaben. Wie auf den Hermiten wird auch hier der Unterkiefer verstorbener Anverwandten verziert und als Talisman aufgehoben. Nur ältere Personen genießen das Vorrecht, in der Nähe der Wohnung beerdigt zu werden, jüngere werden auf ein kleines Kanoe gesetzt, in das man auch einige Waffen legt, in die See gerudert und den Wellen überlassen. Noch im Jahre 1883 waren hier die Muschel- und Steinäxte von den eisernen Werkzeugen nicht verdrängt. Die äußersten (westlichsten) Inseln des neubritannischen Archipels sind Durour, Matty und Tiger, die zusammen 55 Quadrat-Kilometer oder eine deutsche Quadratmeile Fläche besitzen. Die übrigen zahlreichen kleineren und größeren Eilande an der Nordküste Neubritanniens wie im Norden und Osten von Neuirland sind teils sehr wenig bekannt, teils bieten sie nichts Bemerkenswertes.

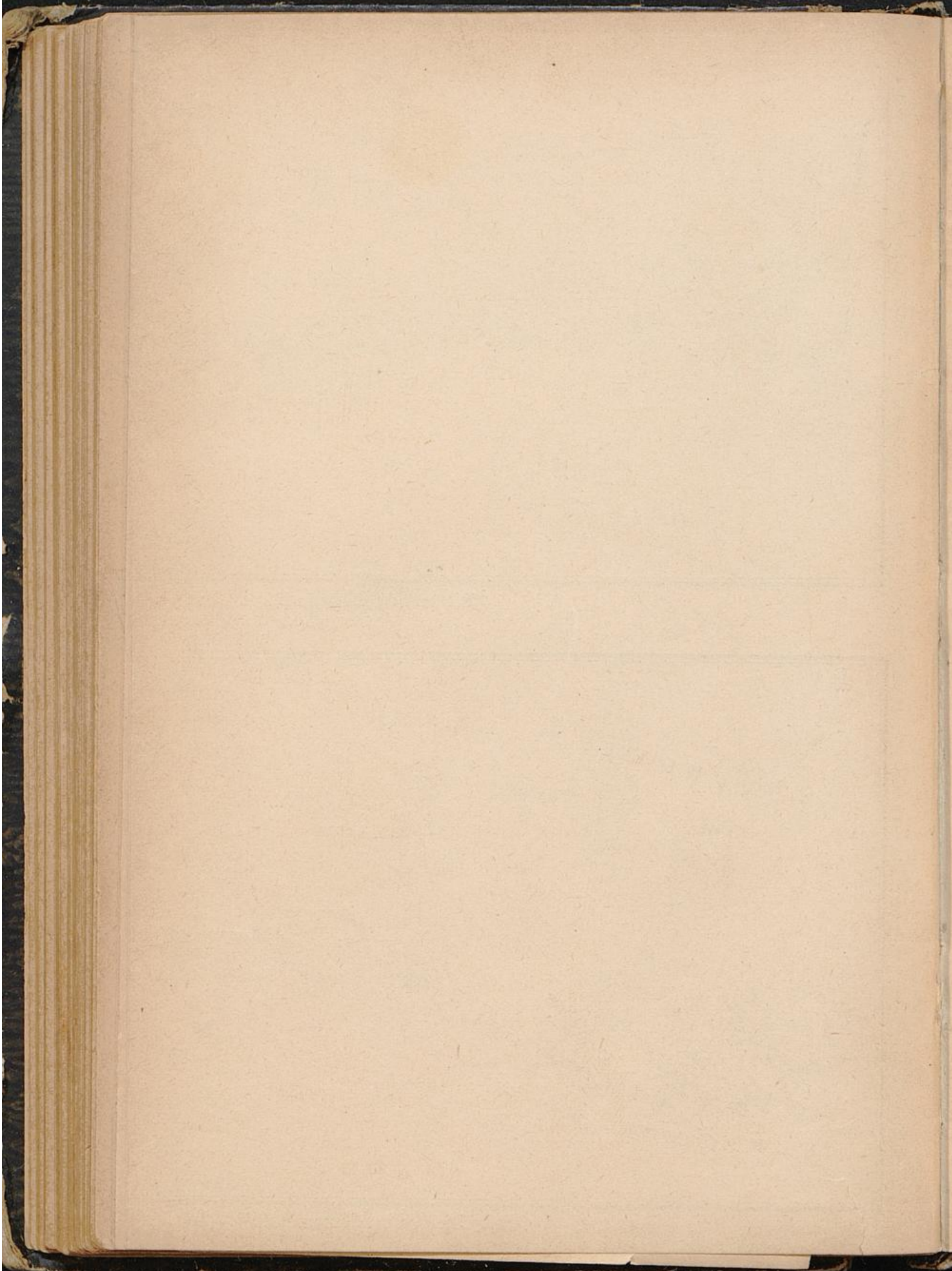


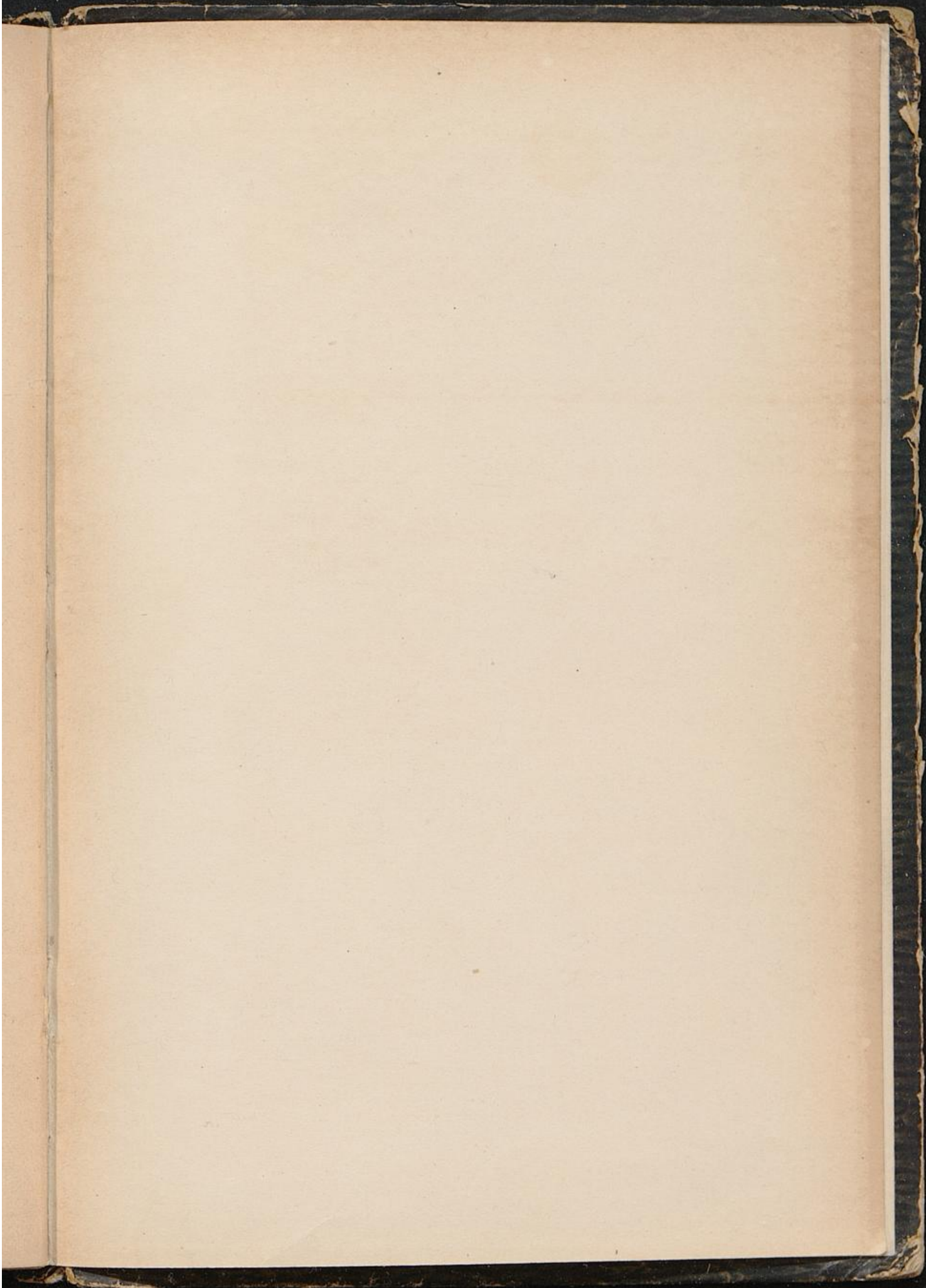


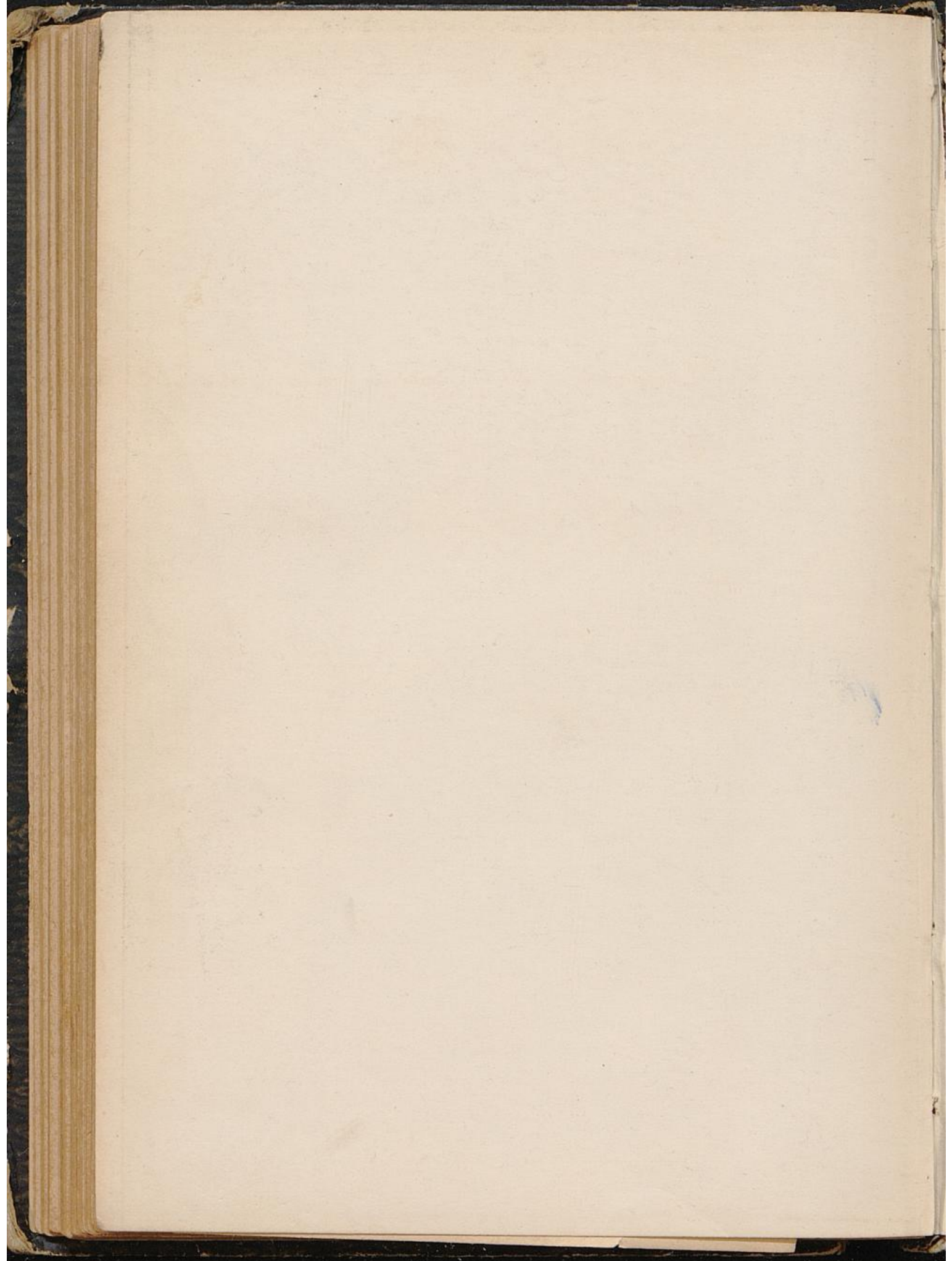
Die deutsche Neuguineaküste. Von der Humboldt-Bai bis zur Dallmannstraße.
Die punktierte Linie giebt die Landgrenze nach der alten Karte an.



Die deutsche Neuguineaküste. Von der Dallmannstraße bis zur Astrolabe-Bai.







V.2.C.2997



U.2.C.2997



V. 2.

C.

2997

Hager,
Kaiser
Wilhelm
Land.